G. P. R. James'
Romane,

in

deutschen Uebertragungen

herausgegeben

von

F. Notter und G. Pfizer.

Achtundsechzigstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

4

Der falsche Erbe,

von

G. P. R. James,

Verfasser von Morley Ernstein u. s. w.

Aus dem Englischen.

Viertes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1843.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Graf d'Artonne kreuzte die Arme über der Brust und starrte einige Augenblicke zu Boden. Er nahm keine Kunde von seiner Tochter, — vielleicht dachte er, es sey am besten, wenn sie gar Nichts wisse von all den peinlichen Vorgängen um sie her, welche eintreten müßten — oder vielleicht war auch sein Gemüth so überwältigt von der Größe seiner Seelenpein, daß er für jetzt gleichgültig war gegen den Schmerz Anderer.

„Guter Himmel! was gibt es denn?" rief Madame d'Artonne, welche jetzt in den Salon trat; „das Schloß ist voll von Soldaten und Hatschieren!" Aber wie sie so sprach, fiel ihr Auge auf den Offizier der Maréchaussée, und richtete sich dann auf ihren Gatten und ihr Kind; der Erstere stand noch da, zu Boden starrend, als bemerkte er ihr Eintreten gar nicht; die Letztere lag bewußtlos auf dem Boden, so wie sie hingesunken war. Madame d'Artonne blieb stehen voll Ueberraschung und Schrecken: „Was gibt es?" schrie sie; „barmherziger Himmel, was gibt es?"

„Es ist meine peinliche Pflicht, Madame," versetzte der Offizier, „den Grafen d'Artonne zu verhaften auf die Anschuldigung hin, den Marquis de Bausse ermordet zu haben."

„Unsinn!" rief die Gräfin, und der Zorn trieb ihr das warme Blut in die noch immer schönen Wangen; „wie! der Graf d'Artonne einen Mord begehen? Ein Mann, der im ganzen Land nicht blos wegen seiner Tugenden, sondern auch wegen seiner Menschenfreundlichkeit hoch angesehen ist! — Unsinn, sage ich, oder vielmehr Verleumdung! Das ist das Werk irgend eines Feindes! Kann Henriette de Bausse dieß angestiftet haben?"

„Ich weiß in Wahrheit Nichts von der Sache, Madame," antwortete der Offizier; „ich kenne nur die Befehle, die ich erhalten, aber nicht deren Beweggründe."

„Sprecht! sprecht! d'Artonne!" schrie die Gräfin; „sprecht, und sagt ihnen, wie falsch die Anklage ist!"

Der Graf schüttelte traurig die Hand, antwortete aber Nichts; und der Offizier sagte in festem jedoch ehrerbietigem Tone: „Ich darf, Madame, den Grafen nicht weiter mit Euch sich besprechen lassen. Meine Befehle gehen dahin, ihn in einem Zimmer allein zu bewachen, bis der Intendant ankommt und ihn durchaus mit Niemand sich besprechen zu lassen."

Die Gräfin d'Artonne warf sich in ihres Gatten Arme und schluchzte: „Sie können, sie werden doch nicht so grausam seyn!"

„Still, meine Liebe, still!" versetzte der Graf; „wir

müssen dem Gesetz gehorchen, obwohl es nicht selten ungerecht verfahren mag. Sorge für die arme Julie, sie wird in aller Weise des Trostes bedürftig seyn. Gib Dich zufrieden. — Wessen Bosheit mir diese Anschuldigung zugezogen hat, kann ich natürlich nicht errathen; aber man wird mich nicht lange von Dir getrennt halten können, mein geliebtes Weib. — Nein, ich muß thun, was man mich heißt. — Wenn mir gestattet ist, Herr, das Zimmer zu wählen, in welchem ich bewacht werden soll, so sey es mein Ankleidezimmer; ich habe dort Bücher, welche meinen Geist unterhalten können."

„Ganz gewiß, gnädiger Herr," antwortete der Offizier der Maréchaussée, „ich möchte nicht im Mindesten hart gegen Euch verfahren, und zweifle nicht daran, daß Ihr bald Eure Unschuld beweisen werdet."

Das waren herkömmliche Worte, wie sie wohl tausendmal früher an jeden Herrn von Rang und Vermögen gerichtet worden, welcher in die Hände des ehrenhaften Diebsfängers gefallen war; aber dennoch klangen sie dem Ohre des Grafen d'Artonne tröstlich, und sich sanft losmachend aus den Armen seiner Gattin, begab er sich in das Zimmer, wo er bis zur Ankunft des Intendanten in engem Gewahrsam bleiben sollte.

Der Mann, der ihn verhaftet hatte, untersuchte mit großer Sorgfalt die Höhe des Fensters über dem Boden, und sorgte dafür, daß eine zweite, in ein anderes Zimmer führende Thüre verschlossen und verriegelt wurde; auch eine dritte zog seine Aufmerksamkeit auf sich, aber sie ging nur

in ein Kabinet, das keinen Ausgang hatte; und nachdem er sich in Betreff aller dieser Punkte vergewissert, zog der Offizier sich zurück, und stellte zwei seiner Leute in den Gang, um Wache zu halten.

Etwa vier Stunden verflossen, bis der Intendant erschien; aber als er ankam, traf er Madame d'Artonne am Thor, herbeigerufen durch das Rasseln seiner Wagenräder, und begierig etwas Weiteres in Betreff der Anschuldigung gegen ihren Gatten zu hören. Sie hatte jetzt einigermaßen ihre Fassung wieder gewonnen; aber doch traten ihr noch die Thränen ins Auge, als sie nach der ersten ceremoniösen Begrüßung sich lebhaft erkundigte, Wer den Monsieur d'Artonne eines solchen Verbrechens angeklagt habe, und was die Umstände seyen, welche einen Vorwand zu seiner Verhaftung an die Hand gäben. „Ihr wißt, mein Herr Intendant," rief sie, „Ihr wißt, es muß falsch seyn. Ihr, ein Freund der Familie, kennt wohl meines Gatten Charakter, Gemüthsart, Tugenden und hochsinnige Grundsätze. Ihr selbst könnt nicht einen Augenblick Verdacht gegen ihn hegen."

Der Intendant hörte sie an mit seinem gewöhnlichen nicht aus der Fassung zu bringenden Gesicht, ruhig, kalt, aber aufmerksam, ohne das mindeste Zeichen von Sympathie; aber auch ohne die leiseste Spur von Unfreundlichkeit. „Meine liebe Madame," sagte er, „ich bin in diesem Falle verpflichtet so zu handeln, als wüßte ich ganz und gar Nichts von Monsieur d'Artonne. Ich habe ihn nur zu betrachten als ein Individuum, gegen welches eine schwere

Anschuldigung vorgebracht worden, und die geeignetsten, in meiner Macht stehenden Mittel zu ergreifen, um an den Tag zu bringen, ob die Anschuldigung gegründet oder falsch ist. Ihr müßt mich entschuldigen, daß ich mich auf keine der Fragen einlassen kann, die sich auf diesen Fall beziehen, ehe alle vorläufigen Zeugnisse und Beweismittel gesammelt sind. So viel muß ich als Beamter sagen. Als als Freund Eurer Familie erlaubt mir, zu betheuern, daß es mir aufs schmerzlichste leid thut, so viel Angst und Kummer Personen, die ich liebe und hochachte, verursachen zu müssen, als die Verhaftung des Herrn von Artonne verursacht haben muß; und besonders," fügte er hinzu, „dieß thun zu müssen in einem Zeitpunkt, wo Ihr vermuthlich Alle Euch eben der Freude hingabet über die herannahende Vermählung Eurer Tochter mit dem jungen Monsieur de Langy."

In seinem Ton lag der allerleiseste Anstrich von sarkastischer Bitterkeit; aber Madame d'Artonne bemerkte es nicht, und versetzte mit einem traurigen Kopfschütteln: „Ihr irrt Euch, mein Herr Intendant, Ihr irrt Euch ganz und gar. Statt uns in unsrer Freude und Zufriedenheit zu stören, sollte dieß Ereigniß eintreten, um Kummer auf Kummer zu häufen. Kaum eine Stunde zuvor hatten wir die traurige Nachricht erhalten, daß der arme Jüngling, den wir Alle so hoch schätzten, wahrscheinlich seinen Rang und Stand gänzlich verlieren werde."

„Wirklich!" rief der Intendant, und die unerwartete Nachricht rief in seinem Gesicht einen lebhafteren Ausdruck von Ueberraschung hervor, als er gewöhnlich je darin bli-

cken ließ; „wie ist das möglich, Madame? Ist er ein Betrüger?“

„Oh, nein!“ versetzte die Gräfin. „Es ist eine lange Geschichte, die ich Euch jetzt nicht erzählen kann, mein Herr Intendant. Er ist der Sohn der Amme, wie es scheint, und wurde dem ächten Kind in den frühesten Jahren Beider untergeschoben. Aber sagt mir, mein Herr, was beabsichtigt Ihr jetzt zu thun? Gewiß, gewiß werdet Ihr doch den Grafen nicht in ein Gefängniß setzen wollen?“

Der Intendant besann sich einen Augenblick, ehe er antwortete. „Das, Madame,“ sagte er endlich, „muß von Umständen abhängig gemacht werden. Nur mit dem größten Bedauern würde ich es thun: und Ihr dürft versichert seyn, daß ich die Sache im möglichst günstigen Licht aufzufassen suchen werde. Meine hohe Verehrung für den Grafen d'Artonne würde mir jede gegen ihn zu ergreifende Maßregel selbst so schmerzlich machen, als sie es für irgend ein Glied seiner Familie wäre; so dürft Ihr denn mit Gewißheit darauf zählen, daß keine unnöthige Strenge eintreten wird; aber ich muß die Pflichten meines Amtes erfüllen, obwohl mit Milde; und vor Allem werde ich genau alle mit dieser Sache zusammenhängenden Umstände zu prüfen haben.“

„Aber gewiß, mein Herr Intendant,“ versetzte die Gräfin, welche zu bemerken glaubte, daß sein Ton etwas milder werde, „gewiß, mein Herr Intendant, muß doch des Grafen hoher Ruf und allgemein geschätzter Charakter sehr zu seinen Gunsten sprechen?“

„Ohne Zweifel, Madame, ohne Zweifel," versetzte der Intendant, einigermaßen im Widerspruch mit seiner frühern Aeußerung; „prima facie spricht das dafür, daß er ein solches Verbrechen nicht begehen konnte. Aber ich ersuche Euch, für eine Weile Euch zurückzuziehen und mich allein zu lassen, um die nothwendigen weiteren Schritte zu thun, und Euch so sehr als möglich zu beruhigen, in der Ueberzeugung, daß der Mann, welcher die Untersuchung führt, gegen Euch und Eure Familie so wohl gesinnt ist als irgend ein Mann in Frankreich. Ich will zuerst mit dem Grafen selbst mich besprechen. Monsieur Aubry, wo ist der Graf d'Artonne?"

„Hier herauf, gnädiger Herr," sagte der Offizier der Maréchaussée, welcher mit der Gräfin heraus getreten war; und während die Gräfin sich zurückzog, um mit Angst und Bangigkeit das Ergebniß der schwebenden Untersuchung abzuwarten, stieg der Intendant die Treppen hinauf und trat in das Ankleidezimmer des Grafen. Er blieb über anderthalb Stunden allein bei ihm, und nach Verfluß dieser Zeit rief er den Offizier der Maréchaussée herein, und übergab ihm eine Anzahl von Briefen und Aufsätzen, die er in des Grafen Ankleidezimmer gefunden hatte, und hieß ihn ein genaues Verzeichniß davon aufsetzen und sie diesen Abend noch nach Riom bringen. Dann sprach er einen Augenblick mit Madame d'Artonne, besichtigte dann jedes Gemach im ganzen Hause, öffnete die Schubladen, und stellte eine flüchtige Prüfung sämmtlicher Papiere an, die er gefunden. Auch das Zimmer des Abbé Arnour blieb nicht ausgenommen;

aber hier entdeckte er Nichts. Der gute alte Mann selbst saß in einem großen Armstuhl; sein einer Arm war in einer Schlinge, sein Kopf mit Bandagen bedeckt, und seine Stirne ziemlich entstellt von noch nicht ganz geheilten Wunden. Er besprach sich mit Francis de Langy, und Schreibmaterialien lagen vor ihnen, aber Nichts stand auf dem Papier geschrieben. Der Intendant verbeugte sich förmlich, und der Abbé versuchte, von seinem Sessel aufzustehen, um die Begrüßung zu erwiedern, welche Francis nur mit einer sehr leichten Verbeugung des Hauptes beantwortete, und mit einer so ernsten und strengen Miene, als die des Beamten selbst war.

„Ich sehe mich in die Nothwendigkeit versetzt, nach Papieren suchen zu lassen, mein Herr," sagte der Intendant. „Vielleicht gestattet Ihr diesem Herrn," und er deutete auf einen ihm folgenden Mann in Amtstracht, „die dem Grafen d'Artonne gehörigen Schränke und Fächer zu durchsuchen."

„Sie gehören alle dem Grafen, gnädiger Herr," sagte der Abbé; „aber sie enthalten Nichts als mein Eigenthum, was so eng beisammen ist, daß der Herr bei seinem Suchen nicht viel Mühe haben wird. Laßt ihn immer ans Werk gehen."

„Darf ich fragen, mein Herr Intendant," sagte Francis de Langy, „ob mir gestattet werden kann, Monsieur d'Artonne zu sehen? — Es würde mir eine große Genugthuung seyn," fuhr er fort, aus dem kalten, unbeweglichen Gesicht des Intendanten schließend, daß er ihm seine Bitte abschlagen wolle. „Ich stehe im Begriff, unter ganz eigenthümlichen Verhältnissen nach Paris zurückzu..hren, und

habe vielleicht nie wieder Gelegenheit, den Grafen zu sehen. Ich wünsche deßhalb, ihm Lebewohl zu sagen, und ihm für viele mir erwiesene Güte zu danken, so wie für Absichten, die er einmal in Betreff meiner hegte, und die durch andre Ereignisse vereitelt wurden."

Der Schatten eines Lächelns kam über das Angesicht des Intendanten, und er versetzte sofort: „In Folge des Mangels an bestätigenden Beweisen gegen den Grafen, mein Herr, habe ich mich entschlossen, ihn in seinem eignen Hause, unter Bewachung, zu lassen, bis ich weitere Nachforschungen angestellt habe. Er wird, gehörig bewacht, in seinem eignen Zimmer eingesperrt bleiben. Aber ich habe schon die Gräfin d'Artonne benachrichtigt, daß seinem Kammerdiener und den Gliedern seiner Familie gestattet werden wird, ihn einzeln, je auf eine halbe Stunde auf einmal, zu besuchen. Ich will Befehl geben, daß Ihr in dieser Beziehung bis zu Eurer Abreise als Glied der Familie behandelt werdet. Guten Morgen, mein Herr! Guten Morgen, mein Herr Abbé!"

Francis de Langy verbeugte sich, und der Intendant ging weg, ließ aber den Greffier, der ihn begleitet hatte, zurück, um seine Nachforschungen im Zimmer des Abbé Arnoux, mit welchen er bald fertig war, zu beendigen. Dann trat der junge Edelmann an das Fenster und schaute hinaus mit hohlem Auge und die Zähne über einander gebissen, bemüht, Gemüthsbewegungen zu unterdrücken, welche einen Ausbruch suchten. Der Abbé warf von Zeit zu Zeit einen Blick nach ihm, sagte aber Nichts; und dann das Papier

vor sich hin rückend begann er mit schwacher Hand zu schreiben. In ungefähr zehn Minuten rollte der Wagen des Intendanten von der Terrasse vor dem Schloß weg. Der Lieutenant von der Maréchaussée, mit einer Anzahl seiner Leute, folgte ihm bald; und dann kehrte sich Francis de Langy plötzlich vom Fenster weg und sagte zu dem Abbé: „Ich muß gehen und noch einmal mit der Gräfin d'Artonne sprechen. Ich werde sehr bald wieder zurück seyn, mein theurer Freund, seyd ohne Furcht wegen meiner; ich werde nicht weichen und erliegen. Jetzt, da ich mein Schicksal kenne, bin ich gefaßt ihm entgegen zu treten;" und er verließ das Zimmer.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Fuß der Treppe begegnete Francis de Langy dem hübschen Kammermädchen der Gräfin, welche aus dem Salon zu kommen schien. Des Mädchens Augen waren roth, als hätte sie geweint; aber im Augenblick, wo sie den jungen Mann erblickte, blieb sie stehen und sagte: „Oh, gnädiger Herr, ich wollte Euch eben aufsuchen!"

„Wo ist Madame d'Artonne?" fragte Francis lebhaft.

„Sie ist bei dem Grafen, gnädiger Herr," antwortete das Mädchen; „aber Mademoiselle Julie ist im Salon und sie schickte mich zu Euch, Euch zu bitten zu ihr zu kommen. Sie wünscht Euch ohne Verzug zu sprechen."

Der junge Mann schritt weiter ohne zu antworten, bog in den schmalen Gang links ein und öffnete die Thüre des

Zimmers, wo man ihm gesagt hatte, daß er Julien finden würde. Sie saß an einem Tisch, das Haupt auf die Hand gestützt, das Gesicht sehr blaß, und mit Angst verrathenden Augen, aber ohne Spuren frischer Thränen im Gesicht. Im Augenblick wo sie Francis de Langy erblickte, fuhr sie auf, lief ihm entgegen und warf sich in seine Arme.

„Oh, Francis," rief sie aus, während er sie zärtlich an sein Herz drückte und ihre Wange küßte, „Ihr müßt zu meinem armen Vater gehen, hören was er Euch zu sagen hat, und ihn zu retten suchen. — Ich weiß, Ihr werdet seine Unfreundlichkeit heute Morgen verzeihen, selbst wenn er hart gesprochen hat, jetzt wo er in Bedrängniß und Kummer ist."

„Er hat nicht hart gesprochen, liebe Julie, denn ich habe ihn gar nicht gesehen," antwortete Francis; „Eure Mutter war es, die mir mittheilte, daß er die von mir erwartete Entscheidung gefaßt habe, und sie sagte es mir so mild, als nur immer eine so peinliche Nachricht mitgetheilt werden kann, als der Anblick der Hatschiere und ihres Prevots sie erschreckte. — Aber, liebe Julie, es kann doch gewiß kein wirklicher Grund zur Besorgniß in dem Fall Eures Vaters vorliegen. Ihr ängstet Euch ohne Grund, davon bin ich überzeugt."

Julie verbarg ihre Augen an seiner Schulter, und er fühlte daß sie heftig zitterte.

„Ach!" sagte sie; „ach! es ist immer Grund zur Besorgniß vorhanden, selbst bei den Unschuldigen, wo lauernde Feinde thätig sind. — Aber, Francis," fuhr sie fort, ihm

ins Gesicht schauend, „ich darf, ich kann nicht mit Euch sprechen über diese Sache; Ihr müßt meinen Vater sehen, müßt mit ihm sprechen. Oh! ich hoffe, er wird Euch vertrauen. Geht zu ihm, sobald meine Mutter ihn verläßt, — aber bis dahin bleibt bei mir. Laßt mich nicht allein, Francis. Ich habe mich früher nie gefürchtet, allein zu seyn; aber jetzt ist mir, als wolle mir das Herz brechen, wenn ich allein gelassen werde, um einsam über all den Kummer nachzudenken, der heute über uns hereingebrochen ist."

„Euch verlassen, theuerste Julie?" schrie Francis de Langy; „ich will immer bei Euch bleiben, wenn ich darf. — Aber ach! das kann nicht seyn; ich muß Euch bald verlassen, um Euch nie wieder zu sehen, und nur vielleicht noch von Euch als der Gattin eines Andern zu hören."

„Nein!" versetzte Julie, ihm fest ins Gesicht sehend, „nein, Francis; das wird nie geschehen!"

„Das könnt Ihr nicht sagen, Julie, das könnt Ihr nicht sagen," versetzte Francis de Langy. „Eures Vaters Befehl, Eurer Mutter Wünsche werden von Gewicht für Euch seyn; und glaubt nicht, daß ich Euch tadeln werde, Julie. Ihr habt Pflichten gegen sie zu erfüllen, welche allen Gedanken an mich vorgehen müssen."

„Nein, Francis, nein!" versetzte Julie wieder; „gewiß habe ich Pflichten, aber keine, die mich dahin bringen könnten, meine Hand einem Andern zu geben. Das ist außer aller Frage. Ich habe meinem Vater erklärt, daß das nie geschehen kann. Ich habe es geschworen in unwiderruflicher Weise; ich habe den Zorn Gottes auf mein Haupt herabge-

rufen, falls ich es thue. — Aber laßt uns von ihm sprechen, Francis. Ich kann jetzt nur an ihn denken, an die Gefahr, worin er schwebt, an den Gram, den er erdulden muß. — Ist keine Möglichkeit, Francis," fuhr sie mit leiser Stimme fort, „ist keine Möglichkeit, ihm zur Flucht zu verhelfen?"

„Guter Himmel, Julie!" schrie Francis zusammenfahrend, „kann ein solcher Schritt nöthig erscheinen? Er kann doch sicherlich in keiner wirklichen Gefahr seyn?"

„Ich weiß nicht, ich weiß nicht," versetzte Julie d'Artonne; „er ist, wie ich erfahre, verrathen und angeklagt von Solchen, denen er vertraute, Francis. Meiner Mutter Mädchen, Marie, hat mir so eben gesagt, sie sey überzeugt, Pierre Neri, sein Kammerdiener, habe Etwas mit dieser Sache zu schaffen, in Folge eines Streites mit Eurem Diener, Jean Marais. Man hörte ihn damals drohen, er wolle seinen Gebieter die von ihm geäußerten Worte bereuen machen, und gestern war er den ganzen Abend abwesend in Riom. Ich meine, sie sagte, man habe ihn in das Haus des Intendanten gehen sehen."

In abgebrochenem Gespräche, wie das bisherige, verflossen noch etwa zwanzig Minuten; schmerzlich war es gewiß für Beide, und doch war es ein Trost für sie, bei einander zu seyn. Ihre Worte und Gedanken schweiften unordentlich von dem Grafen auf sie selbst, und von ihnen wieder zu dem Grafen hinüber, bis endlich die Gräfin, mit Augen vom Weinen geschwollen, zurückkam. In einen Sessel sinkend, bedeckte sich Madame d'Artonne das Gesicht

mit den Händen und rief: „Geh zu ihm, Julie, geh zu ihm! Er verlangt nach dir!“ und Julie eilte ohne Antwort fort.

Francis de Langy blieb bei der Gräfin und ließ sie einige Minuten sich ganz ungehemmt dem Jammer hingeben, der auf ihr lastete, und dann bot er ihr solchen Trost — ach! einen armen Trost! — wie Worte ihn gewähren können. Ach! arm ist er in der That, denn

„Ich hörte nie, daß das zerschlagne Herz
Heilung und Frieden durch das Ohr empfing.“

In Augenblicken der Bedrängniß und Seelenqual, in Zeiten des Verlusts und der Beraubung, beim Zerreißen der stärksten und theuersten Bande, in der Stunde des Jammers und Entsetzens gibt es nur Einen Trost, Eine Stärkung, Eine Aufrichtung, wofür das menschliche Herz empfänglich ist; und dagegen, ach! verschließt sich das eiserne Herz nur zu oft und stellt den bösen Feind Stolz hin, um den Eingang zu bewachen gegen den Freund, der es trösten will. Wer ist dieser Freund? — der Glaube! — der englische Bote des Gottes, der es angemessen finden mag, zu züchtigen, aber an dessen Güte, an dessen Barmherzigkeit, Milde und Liebe der Mensch — so ein rebellischer Wurm er seyn mag — zu zweifeln keinen Grund hat.

Solche Gefühle des Glaubens jedoch finden nur zu selten Eingang im menschlichen Herzen im ersten Augenblick der Heimsuchung; auch war es nichts weniger als wahrscheinlich, daß sie zu jener Zeit und in jenem Lande sofort Zugang finden sollten. Dennoch bemühte sich Madame d'Artonne, sich zu vergegenwärtigen, daß, was sie auch traf,

geschahe nach dem Willen des Allweisen und Allgütigen, so wie auch Allmächtigen, und aus dieser Ueberzeugung den hohen Trost zu schöpfen, den sie zu gewähren geeignet ist.

„Ich weiß, es ist Gottes Wille, Francis," sagte sie; „aber doch ist es etwas Schreckliches zum Ertragen. Dennoch könnte ich es wohl noch tragen, wenn er selbst nicht so peinlich niedergedrückt, so ganz zermalmt schiene durch diese entsetzliche, ungerechte Anschuldigung. Er, der immer berühmt war wegen seines Muthes und seiner Seelenstärke, scheint jetzt gänzlich überwältigt. Ihr dürft uns in diesem Zustande nicht verlassen, Francis! Wahrhaftig, Ihr müßt bleiben, um uns Trost und Aufrichtung zu gewähren. Glaubt Ihr, man werde Euch gestatten, den Grafen zu sehen? — Jener finstere, tückische Mann sagte: 'Seine Familie, nur seine eigene Familie!'"

„Der Intendant versprach mir, daß ich ihn sehen dürfe," versetzte Francis de Langy, „und hat, glaube ich, Befehle deßhalb ertheilt — aber warum nennt Ihr ihn einen tückischen Mann, theure Frau? Er scheint mir unangenehm, kalt, hochmüthig, herzlos; aber —"

„Oh! er spielt ein tief angelegtes Spiel," rief die Gräfin; „was? weiß ich selbst nicht recht. Wenn wir es wüßten, könnten wir es vielleicht vereiteln. Aber traut dem Auge eines Weibes, wenn es gilt, die Unaufrichtigkeit eines Mannes zu entdecken! Sie ist dieser Aufgabe immer gewachsen, Francis, wenn ihr eignes Herz nicht dabei betheiligt ist. — Nein, nein! es steckt Etwas dahinter, ich bin ge-

wiß, es steckt Etwas dahinter, und früher oder später werden wir auf unsre Kosten entdecken, was?"

„Wie viele Leute von der Maréchaussée sind im Hause?" fragte Francis de Langy etwas plötzlich.

„Ich weiß nicht," versetzte Madame de Langy; „Zwei, glaube ich. Einer ist vor der Thüre."

„Ich will mich erkundigen," sagte Francis de Langy, und verließ das Zimmer.

Er fand, daß drei Mann von der Maréchaussée zurückgeblieben waren, um abwechselnd Wache zu halten; und in der kurzen Zeit, welche Francis von der Gräfin weg blieb, zeigte ihm sein Nachdenken, daß ein Plan, der ihm in den Sinn gekommen war, die Hatschiere zu überwältigen und den Grafen in Freiheit zu setzen, Nichts tauge. Um ihn auszuführen, wäre erforderlich gewesen, alle Diener im Hause zum Beistand in Anspruch zu nehmen; und es stand nicht zu hoffen, daß Alle sich dazu verstehen würden, der gewissen Strafe, die sie treffen mußte, sich auszusetzen. Daher gab er diesen Gedanken beinahe im Augenblick, wo er sich ihm aufdrängte, wieder auf; und zur Gräfin zurückkehrend, suchte er von ihr weitere Umstände in Betreff des Todes des Marquis de Vausse zu erfahren. Madame d'Artonne jedoch schien von Allem gar Nichts zu wissen, außer daß der Marquis durch einen Schuß getödtet worden, und ihr Gatte der That beschuldigt war.

Aber während sie sich über den Gegenstand besprachen, tauchten viele Umstände der Vergangenheit in der Seele Francis de Langy's wieder auf, und erweckten unbestimmte

Zweifel und Besorgnisse, welche sich ihm früher schon aufgedrängt hatten, aber nur um so schnell wieder verbannt zu werden, als sie in ihm aufgestiegen waren. Jetzt aber nahmen sie eine mehr greifbare Gestalt an, und er fühlte sich genöthigt, sie fest und sorgfältig ins Auge zu fassen. Zuerst erinnerte er sich, daß gerade am Tage seiner Ankunft in Auvergne der unglückliche Marquis de Bausse war vermißt worden. Sodann erinnerte er sich, daß Julie d'Artonne ohnmächtig gefunden worden war, nur wenige Schritte von der Stelle entfernt, wo nachmals der Leichnam war entdeckt worden. Er vergegenwärtigte sich viele Dinge, die ihn in ihrem Betragen überrascht, viel, was ihn in dem des Grafen befremdet hatte. Den Monsieur d'Artonne eines so großen Verbrechens schuldig zu glauben, als die vorbedachte Ermordung seines jungen Verwandten gewesen wäre, das kam gar nicht in Frage; aber das war doch augenscheinlich, daß bei der ganzen Sache etwas Sonderbares, Unerklärliches mit unter lief; und der junge Mann versank, während er mit der Gräfin sich besprach und Juliens Rückkehr erwartete, mehr als einmal in tiefes Nachsinnen. Endlich erschien die Letztere; und noch immer zeigte, obgleich sie ernst und traurig war, ihr Gesicht keine Spuren von Thränen. Es erschien darauf ein größerer Trübsinn, als wenn ihre Augen geströmt hätten — ein Ausdruck schwarzer, peinlicher Angst, entsetzlicher als jeder Kummer.

„Mein Vater hat über Vieles mit Euch zu sprechen," sagte sie; „geht zu ihm, lieber Francis, geht zu ihm. Ich will bei meiner Mutter bleiben, bis Ihr zurückkommt. Sie

werden Euch nur eine halbe Stunde bei ihm lassen, denn die Wache rief mich nach Verfluß dieser Frist heraus und wollte mir kein längeres Verweilen gestatten."

Francis de Langy eilte fort und stieg die Treppe hinauf; oben führte ein Gang rechts und einer links, und beide wandten sich wieder so, daß sie zwei parallel laufende Corridors bildeten, wovon der eine auf dieser, der andere auf jener Seite des Hauses hinlief. Gerade oben am Anfang der Treppe lag das Zimmer des Abbé Arnoux; und nachdem man an diesem vorbei gegangen, ging die erste Thüre rechter Hand, wenn man den Winkel des Corridors passirt hatte, in das Ankleidezimmer des Grafen d'Artonne. Francis de Langy war nie darin gewesen; aber er wußte, in welcher Richtung es lag, und die Wache vor der Thüre bezeichnete es deutlich genug. Der Mann ließ ihn eintreten, wobei er nur sagte: „Ihr dürft eine halbe Stunde bleiben, Herr, und nicht länger," und schloß dann hinter ihm die Thüre, sobald er darin war.

Der Graf d'Artonne stand auf und trat ihm entgegen, sobald er eintrat. Sein Gesicht hatte wieder ganz seine ruhige Fassung gewonnen, obwohl er ernst und traurig war.

„Willkommen, Francis!" rief er; „willkommen! Kommt und setzt Euch auf dieser Seite des Zimmers, wo sie uns nicht durch die Thüre hören können. Ich habe Euch Viel zu sagen, und nur wenig Zeit dazu."

Francis de Langy folgte ihm nach dem äußersten Ende des Ankleidezimmers, und setzte sich neben ihn auf einen kleinen Sopha an dem auf den Hof gehenden Fenster.

„Jetzt, Francis, hört mich an,“ fuhr der Graf fort. „Ich hoffe und glaube, daß Ihr Euch großmüthiger gegen mich zeigen werdet, als ich mich gegen Euch gezeigt habe. Diesen Morgen, im Stolz meines Herzens, in der Eitelkeit auf einen unbefleckten Namen und eine lange Reihe edler Ahnen, war ich gesonnen, mein verpfändetes Wort zurückzuziehen, und meiner Tochter Hand dem Manne zu versagen, den ich doch für den Geeignetsten hielt, sie glücklich zu machen, weil zufällig entdeckt worden war, daß seine Geburt nicht so hoch sey als die meinige. Ich übersah alle edeln und schönen Eigenschaften, und opferte Recht und Billigkeit einem Namen. Jetzt, Francis, ist mein Stolz gedemüthigt. Eines schwarzen Verbrechens beschuldigt, einem schweren Verdacht unterliegend, ungewiß — ja, sehr zweifelhaft — ob ich im Stande seyn werde, meine Unschuld zu beweisen, wende ich mich gedemüthigt an Euch, und frage Euch, ob Ihr mein Kind nehmen, ob Ihr sie schützen, aufrichten, lieben und trösten wollt, was auch mir begegne?“

Francis de Langy ergriff hastig seine Hand, und in seinen Augen strahlte eine Freude, welche Worte nicht auszusprechen vermochten.

„Bis ans Ende meines Lebens,“ versetzte er; „bis ans Ende meines Lebens.“

Der Graf schaute zu Boden und sagte: „Vielleicht ist meine eine Handlung so ungroßmüthig als die andere; aber ich muß es thun, Francis. Bedenkt jedoch, was Ihr unternehmt; bedenkt, daß ich Euch erkläre, es sey zweifelhaft — höchst zweifelhaft — ob ich meine Unschuld zu beweisen im

Stande seyn werde, daß mein Leben auf dem Schafott endigen, daß Schmach und Schande auf meine Familie fallen, daß mein Kind durch ein grausames Gesetz Vermögen, Rang, Alles verlieren kann, außer ihrem reinen, hohen Herzen und ihrem edeln Geist!"

„Sey das ihre Mitgift!" versetzte Francis de Langy; „ich verlange nicht Mehr von Gott oder von Menschen."

„Dann ist sie Euer," sagte der Graf, „und ich bin beruhigt über diesen Punkt. — Dank Euch, Dank Euch!" und er wischte sich die Thränen von den Augen.

„So weit ich sie glücklich machen kann," versetzte Francis de Langy, „soll es an mir nicht fehlen; und obgleich ich, mein Herr Graf, vielleicht nicht in den Besitz des großen Vermögens komme, das ich früher erwarten durfte, werde ich doch immer, als Adoptivsohn des Herrn von St. Medard, genug haben, um mein geliebtes Weib auf eine ihrer Geburt würdige Weise zu unterhalten. Aber sagt mir, Monsieur d'Artonne, was kann für Euch geschehen?"

„Nichts," antwortete der Graf; „ich bin im Netz des Vogelstellers, und es ist umsonst, wie ich auch ringe und mit den Flügeln schlage."

„Aber können wir das Netz nicht zerreißen?" fragte Francis de Langy.

„Ich fürchte, nein," antwortete der Graf; „ich sehe nicht ab, wie es geschehen könnte. Wollte Gott es wäre möglich!"

„So wolltet Ihr denn fliehen, wenn es möglich wäre?" fragte sein Gesellschafter weiter.

„Ob ich wollte?“ rief der Graf aufspringend; und dann sogleich sich wieder setzend, setzte er hinzu: „Ach, junger Mann, Ihr wißt noch Wenig!“

Francis de Langy schwieg eine Weile, und fragte dann mit leiser, ruhiger Stimme: „So muß ich denn glauben, Monsieur d'Artonne, daß die Anschuldigung gegen Euch wahr sey?“

„Nein, nein, nein!“ rief der Graf heftig; „ich bin des Mordes angeschuldigt. Ich bin des Mordes nicht schuldig! — Aber manche Dinge können gegen mich bewiesen werden,“ fuhr er nach augenblicklichem Besinnen fort, „welche den Schein erzeugen können, als wäre ich es. Ich habe jetzt keine Zeit, Euch die Geschichte zu erzählen; aber diese Thatsachen, Francis de Langy, können bewiesen werden: — daß Martin de Bausse und ich einen Wortwechsel gehabt, daß er mir schrieb, er wolle herüber kommen, an dem Tage seines Todes, daß ich in den Wald ging, in welchem man ihn fand, gerade zu der Zeit wo er darin gewesen seyn muß, daß mein Gewehr bei meiner Rückkehr abgeschossen, daß mein Rock mit Blut befleckt war, und daß ich kein Wildpret mit nach Haus brachte.“

Seine Stimme sank, wie er so sprach, beinahe zu einem Flüstern herab, und nach einer augenblicklichen Pause fuhr er fort: „Dieß Alles kann gegen mich bewiesen werden; und noch weiter, daß ich durch seinen Tod die Besitzungen des Hauses de Bausse erbe. Ich habe dagegen Nichts zu erwiedern! Es ist Alles wahr; es ist mehr als wahrscheinlich, daß bei einem Proceß, wie er nun statthaben muß,

irgend ein geringfügiger Umstand, irgend ein kleines Faktum, worauf ich nicht rechne, sich finden wird, diese Zeugnisse zu bekräftigen, und, wenn noch ein Zweifel obwaltete, die Schaale gegen mich zu neigen. — Julie hat von Flucht gesprochen, aber die ist unmöglich."

„Wenn Ihr entfliehen könntet," fragte Francis de Langy, „würde dann nicht schon dieser Schritt Euch für immer aus Eurem Heimathlande verbannen?"

„Nein," antwortete der Graf, „nein; ich könnte des Königs Begnadigung erlangen."

„Begnadigung!" sagte Francis de Langy; „so seyd Ihr also wirklich schuldig?"

„Nicht schuldig, junger Mann," antwortete der Graf etwas finster, „nein, nicht schuldig; es geschah in meiner Selbstvertheidigung."

Eine Pause von einigen Augenblicken trat ein, als die schreckliche Wahrheit einmal ausgesprochen war. Francis de Langy starrte traurig auf den Boden ohne zu antworten; nicht daß er an dem Wort des Grafen zweifelte; nicht daß es ihm möglich gewesen wäre, einen von ihm so geliebten und verehrten Mann auch nur entfernt im Verdacht einer That wie vorbedachter Mord zu haben; aber er erkannte im Augenblick, wie entsetzlich diese Thatsache die Gefahren und Bedrängnisse der Lage seines Freundes erschweren mußte. Monsieur d'Artonne jedoch schrieb sein Schweigen auf Rechnung eines Argwohns; und er fuhr fort, indem er ihm fest ins Gesicht schaute: „Bei meiner Ehre! Bei meiner Seele! Bei meinem ewigen Seelenheil! Francis, ich habe

ihn durch Zufall getödtet in meiner Selbstvertheidigung. Setzt Ihr einen Zweifel in mich?"

„Nein, oh nein," versetzte Francis de Langy, die Hand des Grafen ergreifend; „aber ich bin traurig, weil überhaupt sein Tod durch Eure Hand die Sache viel gefährlicher macht."

„Sie ist so gefährlich, als sie seyn kann," versetzte der Graf.

„Nun denn," sagte Francis, „es bleibt keine andre Auskunft übrig, als auf Eure Flucht hinzuarbeiten. Ich will mein Möglichstes thun, aber ich muß noch Jemand haben, der mir hilft, mit dem ich mich berathen kann. Euer Kammerdiener, fürchte ich, ist nicht zuverläßig."

„Der Schurke!" rief der Graf. „Er war es, der mich verrieth. Laßt ihn nicht in meine Nähe kommen, Francis, oder ich zerschmettre ihm das Gehirn. Nein, nein! aber Euer eigener Diener, — der Mann, der Euch und Julien gerettet — er war der That zuerst verdächtig, — er ist schlau, scharfsichtig, — er ist selbst aus dem Gefängniß entflohen, um der quälenden Angst solcher Augenblicke sich zu entziehen."

„Ich will mit ihm sprechen, ich will mit ihm sprechen," antwortete Francis de Langy; „er wird mir beistehen, gewiß. — Aber ich sehe eine weitere Schwierigkeit vor mir; wir werden diesen schurkischen Kammerdiener täuschen müssen, und ohne Zweifel ist sein Auge scharf."

Der Graf schüttelte den Kopf. „Nur zu sehr," sagte er, „nur zu sehr. Er ist einer von den kalten, lauernden, wachsamen Teufeln, die jede Handlung Anderer beobachten,

um sie für ihre Zwecke zu gebrauchen. Aber gewiß wird man ihn doch weglocken können?“

„Ich will es versuchen,“ versetzte Francis de Langy, „ich will es versuchen. Haltet Ihr Euch jeden Augenblick bereit, und glaubt mir, daß ich thun werde, was in eines Menschen Macht steht, um Euch in Freiheit zu setzen, auf welche Gefahr hin es auch sey.“

„Und was auch der Ausgang sey,“ sagte der Graf, „Ihr seyd Juliens Gatte? Ist es nicht so, Francis?“

„Bei meiner Ehre!“ versetzte Francis de Langy. „Oh, wenn Ihr wüßtet, wie ich sie liebe, Ihr würdet nicht daran zweifeln!“

„Und kein Wort des Vorwurfs,“ fuhr Monsieur d'Artonne fort, „kein kalter Blick auf die Tochter des Verbrechers wird je den Sonnenschein ihres Hauses trüben. Versprecht Ihr mir das, Francis?“

„Bei meinem Leben,“ versetzte der junge Mann mit Wärme; ich will sie lieben und hegen bis zur letzten Stunde meines Lebens.“

Wie er dieß sagte, wurde die Thüre aufgeschlossen; die Wache streckte den Kopf herein und sagte: „Die Zeit ist herum, Herr, Ihr müßt fort.“

„Schon?“ rief Francis de Langy; aber er wußte, daß es vergeblich wäre, sich zu widersetzen, und so bot er dem Grafen Lebewohl und entfernte sich.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Gedanken Francis de Langy's, als er das Zimmer verließ, waren ganz in einem Zustand wilder Verwirrung. Ihn wo möglich zu befreien, hatte er bei sich beschlossen, und zu diesem Behuf alle Anstrengungen zu machen, was auch die Gefahr, und mochte der Versuch glücken oder nicht, aber welchen Plan er verfolgen, wie er anfangen sollte, das setzte ihn in Verlegenheit, und ehe er die Treppen hinabgestiegen war, waren schon unzählige Anschläge ihm durch den Sinn gegangen, die er eben so schnell verwarf, als sie sich ihm darboten. Sollte er die Wache zu bestechen versuchen? — war die erste Frage, die er sich selbst vorlegte; und wie er an dem Mann vorbeikam, welcher an der Thüre Wache hielt, prüfte er mit spähender Beflissenheit sein Gesicht, um zu sehen, ob er in dessen Ausdruck etwas Ermuthigendes für diesen Plan finde. Es war kalt, finster und etwas verächtlich; die Miene eines Mannes, der lang an Scenen des Verbrechens und Kummers gewohnt, und verhärtet und abgestumpft ist durch die Qualen und Laster, wovon er ein vieljähriger Zeuge gewesen. Hier war keine Hoffnung; und Francis de Langy erinnerte sich, daß, selbst wenn einer dieser Hatschiere sich gewinnen ließe, es nothwendig seyn würde, die übrigen auch zu bestechen, denn man wußte allzu gut, daß sie immer Einer den Andern als Spione belauerten.

Dann fragte er sich, ob sich die Flucht des Grafen nicht

durch die Fenster seines Zimmers bewerkstelligen ließe? Er hatte bemerkt, daß keine Gitter daran waren; auch sonst war kein Hinderniß da, welches sein Hinaussteigen wehren konnte, und nachdem er verschiedene andere Plane in seinen Gedanken hin und her überlegt hatte, war dieß derjenige, bei welchem am Ende sein Geist stehen blieb. Inzwischen jedoch eilte er nach dem Salon, in der Hoffnung, Julie und Madame d'Artonne dort zu treffen; aber er war leer, und auf seine Erkundigung erfuhr er, daß der Kummer und die Angst die Gräfin am Ende überwältigt, und sie bewußtlos in ihr Zimmer getragen worden war.

Seine nächste Sorge war, Jean Marais aufzusuchen; nud nachdem er ihn, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit gefunden — denn das ganze Haus war in einem Zustand unbeschreiblicher Verwirrung — berief er ihn in sein Zimmer und trug ihm einige kleine Dienstleistungen auf, während er in seinem Geiste über die beste Weise mit sich zu Rathe ging, den Plan, dem Grafen zur Flucht zu verhelfen, dem Kammerdiener zu eröffnen. Jean Marais jedoch, der, wie der Leser schon weiß, immer mit all seinen Sinnen rüstig und wachsam war, ersparte seinem Gebieter viele Mühe durch die Raschheit und Schärfe seiner Gedankenverbindungen und Schlüsse. Er breitete einige seiner Kleider aus, wie er geheißen worden; er rieb die Knöpfe mit einem Stück Leder, er wischte den Griff seines Degens ab, welcher auf dem Tische lag, und dabei sah er beständig Francis de Langy mit einem fragenden Ausdruck in seinem Gesicht an, und schien zu er=

messen, was in dessen Gedanken vorging, und Schritt für Schritt bei seinen eignen Schlüssen anzukommen.

Nun würde Jean Marais, wäre er von der gewöhnlichen Politik der Menschen seiner Klasse beherrscht und von dem Wunsche beseelt gewesen, seine Dienste so theuer als möglich zu verkaufen, höchst wahrscheinlich es seinem Gebieter überlassen haben, die Art und Weise ausfindig zu machen, wie er ihm die Sache aufs beste eröffnen konnte. Er würde bei jedem Schritt zurückgehalten, würde sich über die Schwierigkeiten verbreitet, und den Werth seines Beistandes durch die Mühe, die es kostete, sich desselben zu versichern, gesteigert haben. Aber Jean Marais war eine gutherzige Seele, und war so zu sagen von einer Nothwendigkeit beherrscht, sich thätig zu zeigen, welche seine Kräfte nie schlummern ließ, und ein Glück war es, wenn der sich ihnen darbietende Gegenstand ein löblicher war, denn auf irgend eine Weise mußten sie sich nothwendig beschäftigen. Er hatte auch einen Sparren Eitelkeit in Bezug auf sein savoir faire, so daß er immer begierig war, seine Gewandtheit in Allem zu bethätigen; und im jetzigen Falle flößten ihm verschiedne Beweggründe den Wunsch ein, dem Grafen d'Artonne einen nützlichen Dienst leisten zu können. Darunter war Dankbarkeit nicht der letzte, denn trotz gar vieler Fehler und vieler Thorheiten war doch das Herz Jean Marais' gesunder als seine Grundsätze, und daß er im Leben viele Härte und unfreundliche Behandlung zu erdulden gehabt, hatte ihn nur um so empfänglicher für Güte und Freundlichkeit gemacht. Nachdem er denn einige Minuten in sei-

nen Berufsgeschäften fortgefahren, konnte er seiner Lust zu sprechen nicht länger widerstehen, und seinem Gebieter ins Gesicht schauend, sagte er: „Das ist ein verdrießlicher Handel, gnädiger Herr!“

„Ein sehr peinlicher, in der That, Jean Marais,“ versetzte Francis de Langy. „Ich wollte zu Gott, es könnte Etwas geschehen, dem Grafen zu dienen.“

„Ich auch, gnädiger Herr,“ erwiederte Jean Marais; „und ich wünschte, daß ich Etwas thun könnte, denn ich habe eine starke Vermuthung, daß ich dazu beigetragen, ihn in seine jetzige Lage zu versetzen.“

Francis de Langy stand auf und starrte ihn mit verwirrtem Erstaunen an. „Wie so?“ rief er mit etwas finstrem Tone. „Ihr habt Euch doch hoffentlich nicht erfrecht, ihn dieser“ — er wollte eben sagen „Unthat,“ aber er stockte, und fuhr dann fort — „dieser That zu zeihen?“

„O du lieber Himmel! nein, gnädiger Herr,“ antwortete Jean Marais. „Ich begegnete gestern dem Intendanten in Riom, und er richtete viele Fragen an mich wegen dieses Handels, auf welche alle ich ihm Antworten gab, woraus er so wenig Aufschlüsse schöpfen konnte, als Ihr aus einem Strohhalm Honig saugen könnt; aber ehe ich von ihm weggieng, dachte ich, ich wolle ihm doch noch Etwas geben, worüber er schlafen könne; und so sagte ich ihm, Ihr stehet im Begriffe, Euch mit Mademoiselle d'Artonne zu vermählen.“

„Nun!“ sagte Francis de Langy, „aber was hat das mit dieser Angelegenheit zu thun?“

„Ha, Gott tröste meine Seele, gnädiger Herr!“ rief Jean Marais, „seht Ihr denn nicht, daß er selbst sie heirathen möchte? Ha, das ist so fadengerade als Grand Puy! Habt Ihr nicht bemerkt, wie holdselig er mit dem Grafen zu sprechen pflegte, welch ein zärtliches Gesicht er machte, so oft er ihren Namen nannte? Er hat gelächelt, gnädiger Herr — er hat in Wahrheit zweimal gelächelt, als er mit Madame d'Artonne sprach; Etwas, das ihm nie früher in seinem Leben geschehen ist. Oh, gnädiger Herr! das ist der Grund von all dem Unheil!“

Ein neues Licht ging jetzt Francis de Langy auf. „Der Schurke!“ murmelte er. „Wenn das seine Beweggründe sind, so ist er schlimmer, als selbst ein Mörder! — Und jetzt Jean, was kann geschehen, dieß Unheil wieder gut zu machen. Ich sehe, Ihr seyd bereit, Euer Möglichstes zu thun. Was kann geschehen? sage ich.“

„Recht bereitwillig bin ich, gnädiger Herr,“ versetzte Jean Marais, „Alles auf der Welt zu thun, aber zuerst muß ich wissen, was man von mir verlangt. Seht Ihr, gnädiger Herr, die Gesinnungen des Grafen d'Artonne mögen von den meinigen sehr verschieden seyn. Ich habe keine Freude an einer langen Gefangenschaft, ich habe lieber zwei Zimmer, darin auf- und ab zu spazieren, als eines; auch habe ich nicht gerne einen Hatschier vor der Thüre, ich setze gerne meine Beine in Bewegung am Abhange eines Berges hin, und habe Nichts dagegen, an einem klaren Bach zu lustwandeln. Monsieur d'Artonne bleibt vielleicht gern, wo er ist, oder findet Geschmack an dem Gefängniß in Clermont;

aber wenn ich in seiner Lage wäre, ich würde den Hatschieren guten Morgen wünschen und mich aus dem Schloß Artonne fort machen vor ein Uhr morgen, zu welcher Zeit der Intendant, wie ich ihn sagen hörte, zurückkommen will."

„Und das würde auch der Graf d'Artonne gerne thun, wenn es möglich wäre," sagte Francis de Langy mit Nachdruck. „Nun denn, Jean Marais, wie läßt sich dieß ins Werk setzen? Der Graf ist so verlangend, aus der Gefangenschaft zu entfliehen, als Ihr es seyn konntet. Er kann zurückkommen, um sich zu seinem Proceß zu stellen, oder jede ihm beliebige Handlungsweise hernach einschlagen, aber —"

„Oh, damit habe ich Nichts zu schaffen!" rief Jean Marais; „das ist seine Sache, und was das Entkommen betrifft, dafür wollen wir schon irgend wie sorgen."

„Ich habe gedacht," sagte Francis de Langy, „wir könnten ihm während der Nacht zum Fenster hinaus helfen."

„Gott tröste Eure Seele, gnädiger Herr!" rief Jean Marais; „Ihr vergeßt, daß das Fenster auf der hohen Seite des Schlosses ist. Es ist wenigstens fünfzig Fuß über der Erde, und es istkeine Leiter hier im ganzen Hause, die zu etwas Anderem taugte, als Aepfel und Wallnüsse herunterzuholen. Die längste darunter hat nur zwanzig Fuß, und eine zu verfertigen, davon kann nicht die Rede seyn. Nein, gnädiger Herr, nein; das geht nicht."

„Ist eine Möglichkeit, die Wachen zu bestechen?" fragte Francis de Langy.

„Sie würden das Geld nehmen und Boten an den Intendanten schicken," antwortete Jean Marais. „Man

könnte sie berauschen oder betäuben vielleicht, wenn man etwas hätte, das man ihnen unter ihren Trunk schütten könnte. — Nein, überlaßt das mir, gnädiger Herr, überlaßt es mir," fuhr er zuversichtlich fort; „ich nehme es über mich, ihm herauszuhelfen. — Laßt mich sehen! Wie ist des Abbé's Zimmer im Verhältniß zum seinigen gelegen? Wartet eine Minute hier, ich will im Augenblick zurück seyn."

„Halt! halt!" schrie Francis de Langy. „Nicht ein Wort gegen den Abbé geäußert! merkt Euch das! Seine religiösen Bedenklichkeiten könnten ihm jede Mitwissenschaft um die Sache peinlich machen."

„Ich habe längst gelernt, gnädiger Herr," versetzte Jean Marais mit Lachen, „nur meine wirklich begangenen Sünden zu beichten, nicht diejenigen, die ich erst begehen will;" und fort eilte er, die Thüre hinter sich schließend, und Francis de Langy's Degen, einen Roquelaure und einige andre Kleidungsstücke mit sich nehmend.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, mein Herr Abbé," sagte er, als er in das Zimmer des guten Geistlichen trat; „aber wenn Ihr das große Kabinet hier nicht benützt, so wünschte ich, Ihr ließet mich diese Sachen dort hinein legen."

„Gewiß Jean, gewiß," versetzte der Abbé, die Augen erhebend von einem Buche, worin er las, und dann sogleich wieder hineinsehend, „legt sie hin, wo Ihr wollt."

Jean trat in das Kabinet und blieb zwei oder drei Minuten darin, während welcher Zeit Monsieur Arnour ein

wiederholtes Pochen und Klopfen hörte, das ihn in seinen Studien einigermaßen störte.

„Ich wünschte, Ihr machtet etwas weniger Lärm, mein Freund Jean," sagte er in mildem Tone. „Mein Kopf ist noch sehr empfindlich für alles stärkere Getöse."

„Ja, Herr," versetzte Jean Marais, der jetzt aus dem Kabinet herauskam und ihn mit theilnehmender Miene betrachtete, „das kommt Alles vom Mangel an frischer Luft her. Ich hörte Euch gestern sagen, Ihr wäret verlangend auszugehen, und wenn Ihr nur ein paar Gänge machen könntet, — Ihr könnt Euch nicht denken, wie erfrischt und gestärkt Ihr Euch fühlen würdet. — Ich pochte nur so, um zu sehen, ob ich einen Nagel einschlagen könnte, die Mäntel und Sachen daran zu hängen."

„Ich würde sehr gern ausgehen," sagte der Abbé Arnoux, dessen Geist, wie natürlich, vorzugsweise mit seinen Empfindungen sich beschäftigte, „aber ich könnte nicht über ein paar hundert Schritte weit gehen."

„Oh, was das betrifft, es ist ein Rollstuhl im Hause," versetzte Jean Marais, „welcher gefertigt wurde, um die Gräfin spazieren zu führen, als sie vor einigen Jahren krank war. An einem so schönen Tag wie heute könntet Ihr wohl ausgehen."

„Glaubt Ihr das, Jean?" fragte der Abbé mit der Aengstlichkeit eines Halbkranken.

„Ja wohl!" antwortete Jean Marais. „Ich will gehen und mit Monsieur de Langy darüber sprechen;" und damit verließ er das Zimmer.

Aber ehe er zu Francis de Langy zurück ging, lenkte er seine Schritte nach dem Winkel des Corridors, wo die Wache auf- und abschritt, und sich damit unterhielt, die Muskete abwechselnd zu schultern und auf den Boden zu setzen.

„Ei, ei," schrie Jean Marais in rauhem Tone; „ich wünschte, Meister Hatschier, Ihr machtet nicht so viel Lärmen. Ihr seyd nicht hieher gestellt, um das ganze Haus zu stören, und Ihr vergeßt, daß der Abbé Arnoux, der in dem nächsten Zimmer wohnt, sich eben von einem schweren Krankseyn erholt. Er kann Euer Stampfen und Poltern nicht ertragen."

„Dann mag er sein Zimmer ändern," sagte der übermüthige Soldat. „Ich werde Wache halten in meiner gewohnten Weise, ob es ihm nun gefällt oder nicht."

Jean Marais kehrte sich weg, und murmelte laut genug: „Coquin!" daß es der Mann hören konnte, und natürlich machte jetzt der Hatschier einen zehnmal ärgeren Lärmen als zuvor.

„Es wird gehen, es wird gehen!" rief Jean Marais, nachdem er in das Zimmer Francis de Langy's getreten und die Thüre geschlossen hatte; „es wird gehen, und ich werde ihn am hellen Tage ihnen Allen vor der Nase hinaus bringen."

„Kommt, sprecht vernünftig," sagte Francis de Langy; „Mit was wird es gehen?"

„Mit dem Kabinet in des Abbé's Zimmer," versetzte Jean Marais. „Es ist, wie ich mir dachte, nur ein Gang von einem Zimmer ins andere gewesen — vom Gemach des

Abbé's in das Ankleidezimmer des Grafen, und es ist nur vermacht mit Täfelwerk. Eine Diele herausgenommen, und —"

„Er ist gerettet!" rief Francis de Langy.

„Nicht ganz," antwortete Jean Marais. „Wir haben noch gar Manches zu thun, ehe man sagen kann, daß er gerettet sey. Wir müssen den Herrn Abbé als Werkzeug benützen, ohne daß er es weiß; wir müssen diesen Peter Neri hinter's Licht führen; wir müssen Mittel finden, die Diele ohne Lärm auszubrechen; aber je weniger Ihr damit zu thun habt, mein Herr Graf, desto besser. Laßt Euch nur herab, nach meiner Anweisung zu handeln, und dann könnt Ihr, wenn Ihr befragt werdet, mit gutem Gewissen sagen, Ihr habet dabei die Hand nicht im Spiele gehabt. Ueberlaßt es mir, überlaßt es mir, gnädiger Herr; und wenn es mir mißlingt, nennt mich einen Narren."

„Gut," versetzte Francis de Langy; „ich bin ganz bereitwillig, denn ich bin überzeugt, Jean Marais, ich kann sowohl Eurem Eifer, als Eurer Klugheit vertrauen. Was habe ich zuerst zu thun?"

„Geht und beredet den guten Abbé Arnoux auszugehen und in der Madame d'Artonne Rollstuhl eine Viertelstunde frische Luft zu schöpfen," antwortete Jean. „Der alte Joseph, der gute alte Joseph wird ihn von Herzen gern ziehen, er hat es mir angeboten, als er mir den Stuhl zeigte."

„Aber ist der Abbé im Stande, es zu thun?" sagte Francis.

„Beim großen St. Côme, Ihr müßt ihn dazu in Stand

setzen!“ versetzte Jean Marais, und setzte dann hinzu: „oh, ja, er ist wohl im Stand. Es wird ihm recht gut thun. Ihr spaziert ruhig neben ihm her und sprecht mit ihm. Er wird sich so viel besser fühlen, Ihr könnt es Euch gar nicht denken. — Macht nur schnell, denn ich habe vor Nacht noch gar Viel zu schaffen.“

„Ihr wollt den Grafen in der Dunkelheit hinaus schaffen, natürlich?“ sagte Francis de Langy.

„Pardie! nein!“ schrie Jean Marais. „Seh nur Einer, was es mit den jungen Leuten ist. Ihr würdet Alles in einer halben Stunde verderben. Nein, nein, nein, mein Herr und Gebieter! am lichten, hellen Tage, vor ihrer Nase, morgen früh um elf Uhr. Aber geht Ihr und bringt den Abbé hinaus; wir haben keine Zeit zu versäumen.“

Francis de Langy that wie er geheißen war, und er fand den Abbé nicht nur geneigt, sondern selbst verlangend, die frische Luft zu genießen, denn seit Jean Marais darauf hingedeutet, daß er es thun könnte, während er zuvor nicht entfernt an die Möglichkeit gedacht hatte, ergriff ihn jener sehnsüchtige Durst nach dem freien Athem unter dem Himmel, den Jeder empfunden haben muß, wer eine langwierige Krankheit durchgemacht hat. Bald war Alles bereit; der Rollstuhl ward vor die Thüre gebracht, und der Abbé, mit seiner schwarzen Soutane, einen großen Mantel über die Schultern geworfen, um sich vor Erkältung zu schützen, um den Kopf noch einige Bandagen und Pflaster, und darüber einen gewaltigen dreispitzigen Hut, stieg, auf den Arm

Francis de Langy's gelehnt, die Treppen hinunter, und kam an einem Soldaten der Maréchaussée in der Halle vorbei.

„Wer ist das?“ fragte der Hatschier einen Diener in der Nähe.

„Oh! das ist der Abbé Arnoux,“ antwortete Peter Neri, welcher im Hintergrunde stand und offenbar Alles, was vorging, genau beobachtete, und Francis und sein Begleiter schritten unaufgehalten weiter.

Der Abbé ward bequem in den Stuhl gesetzt und der alte Diener Joseph wollte eben anfangen, ihn zu ziehen, als Julie d'Artonne, ihre glänzenden, rabenschwarzen Haare um Gesicht und Hals flatternd, herauseilte, die Hand auf ihres Geliebten Arm legte und sagte: „Oh, Francis, ich habe Euch gesucht! Meine Mutter ist etwas besser, und möchte Euch gern in ihrem Zimmer sprechen, nachdem Ihr mit meinem Vater gesprochen habt.“

„Ich will sie aufsuchen, sobald ich zurückkomme, liebe Julie,“ versetzte Francis de Langy laut; und dann die Stimme senkend, fügte er in flüsterndem Tone bei: „Ich führe eben, meine Geliebte, einen Theil eines Plans zu Eures Vaters Befreiung aus. — Ich werde nicht lang ausbleiben.“

Julie heftete ihre Augen mit einem fragenden Blick auf den Stuhl, den jetzt der alte Diener fortzog und in welchem der Abbé so eingemummt saß, daß Julie kaum sein Gesicht sehen konnte.

„Oh! Francis,“ fragte sie mit leiser Stimme, „ist er das?“

„Nein, nein," antwortete Francis de Langy, „das ist der Abbé. Wir treffen nur im Voraus unsre Vorsichtsmaßregeln. Geht hinein, theures Mädchen, und ich will sobald als möglich zurück kommen."

Dem Abbé Arnoux behagte der Genuß der frischen Luft ungemein; aber nach etwa einer halben Stunde fühlte er sich erschöpft, und sie kehrten nach dem Hause zurück. In der Halle trafen sie der Gräfin Kammermädchen, welche dem Abbé eine tiefe, ehrerbietige Verbeugung machte, und sagte: „Madame glaubt, mein Herr Abbé, Ihr würdet Euch behaglicher befinden, und bessere Luft haben in einem größern Zimmer; daher hat sie mir befohlen, während Eurer Abwesenheit Eure Sachen in das sonst von Monsieur de St. Medard bewohnte Zimmer zu bringen."

„Die Gräfin ist höchst gütig und rücksichtsvoll," versetzte der Abbé, „und obschon mein Zimmer ganz behaglich war, glaube ich doch gerne, daß der Wechsel wohlthätig für mich seyn wird. Wohin habe ich zu gehen, mein Kind?"

„Hierher, hierher, Herr," sagte das Mädchen; und der gute Monsieur Arnoux war bald in sein neues Zimmer gebracht.

Ermüdet von der heutigen Anstrengung begab sich der Abbé beinahe ohne Verzug zu Bette; und er bemerkte, daß während des Abends ihm entweder von der Gräfin eigener Kammerzofe, oder dem treuen alten Diener der Familie, Joseph, sein Kaffee gebracht und die sonstigen Dienste im Zimmer geleistet wurden.

Inzwischen war Jean Marais nicht müssig gewesen.

Sobald der Abbé sein Zimmer verlassen, war er mit andern Kleidern auf dem Arm hinein getreten, eine Vorsicht, die er vielleicht hätte unterlassen können, da ihm unterwegs Niemand begegnete, und er dem Auge des Hatschiers durch die Ecke des Ganges entzogen war. Aber Jean Marais wußte, daß die kleinste Nachläßigkeit hinreicht, einen trefflichen Plan zu zerstören; und da Augen, Ohren nnd Verstand der Polizei in allen Ländern, England ausgenommen, schärfer sind, als bei andern Leuten, hatte er gewiß Grund zu der Besorgniß, sein Vornehmen würde, wenn nur immer möglich, beobachtet und entdeckt werden.

Der Hatschier vor der Thüre des Grafen d'Artonne war keineswegs der dümmste seiner Gattung; und es stand zu vermuthen, daß sein und Jean Marais' Witz erst einen scharfen Kampf mit einander bestehen würden, ehe Einer den Andern überlistete. Er hatte den Kammerdiener nicht in das Zimmer des Abbé's hineingehen sehen; aber ehe derselbe fünf Minuten darin war, erlauschte das Ohr des wachehaltenden Ehrenmannes einen Laut, der ihm nicht gefiel, und er öffnete augenblicklich die Thüre von des Grafen Zimmer und warf einen argwöhnischen Blick hinein. Monsieur d'Artonne saß schreibend an einem Tisch; und finster den Kopf erhebend, fragte er: „Was ist Euer Begehren?“

„Ich glaubte, Ihr hättet gerufen, gnädiger Herr,“ sagte der Mann.

„Nein, ich nicht,“ versetzte der Graf, und der Hatschier zog sich zurück.

Aber er gab sich nicht zufrieden; und um die Ecke herumgehend, nach der Thüre von des Abbé's Zimmer, pochte er mit gekrümmten Fingern, Einlaß fordernd. Keine Antwort erfolgte, und er streckte den Kopf hinein. Das Zimmer war ganz leer, das Fenster offen, und Alles sah so still und unbewohnt aus, daß der Mann getäuscht wurde, und auf seinen Posten zurückkehrte.

Alle seine Bewegungen jedoch waren von Jean Marais nicht unbemerkt geblieben; er hatte durch die Diele die wenigen zwischen dem Hatschier und dem Grafen gewechselten Worte gehört; er hatte des Abbé's Thüre öffnen gehört, und errieth ganz genau, was in der Seele des Soldaten vorging. Im Augenblick, wo der Mann weg war, trat er aus dem Kabinet, worin er sich verborgen gehalten, heraus, nnd verließ mit geräuschlosen Schritten das Zimmer, schlich den Gang entlang, und hielt eine kurze Besprechung mit der Gräfin Zofe, die er in ihrer Gebieterin Vorzimmer traf; denn ganz erfüllt von der Wichtigkeit seiner Aufgabe, nahm Jean Marais keinen Anstand, in Verfolgung seines Zwecks jeden Ort im Hause zu betreten. Das Mädchen und er schienen sich jetzt schon vollkommen zu verstehen; ihre Besprechung hatte in flüsterndem Tone statt, und sie schien sehr bereitwillig allen seinen Worten beizustimmen, und schloß mir der Versicherung, sie wolle Alles thun, was er ihr angeben möge.

—„Gut denn, meine liebe Marie,“ fuhr er fort, „das Erste, was geschehen muß, ist, daß Ihr die Kaffeemühle holt; geht unter das Fenster des Corridors, gegenüber von

der Thüre des Grafen, und mahlt darauf los aus allen Euren Kräften und mit so viel Getöse, als Ihr nur könnt, eine ganze halbe Stunde lang."

„Der Kafferöster wird besser seyn," versetzte das Mädchen, welches instinktmäßig zu errathen schien, was Jean Marais zu bewirken wünschte; „denn dann wird er es auch riechen, nicht blos hören. Zudem knarrt er auch, und die Mühle nicht."

„Haltet es hierin, wie es Euch gefällt, Marie," antwortete Jean Marais; „nur macht schnell, und haltet Euch bereit, den Abbé zu empfangen, wenn er zurückkommt."

Wenige Minuten darauf hörte der Hatschier Laute, ziemlich ähnlich denjenigen, welche zuvor seine Aufmerksamkeit erregt hatten. Anfänglich schienen sie ihm von derselben Richtung her zu kommen; aber in der nächsten Minute wurde seine Nase berührt von würzigen Düften, welche durch das Fenster des Corridors, in dessen Nähe er saß, kamen, und wie er hinaus schaute, sah er ein Mädchen, welches sehr eifrig Kaffee röstete.

„Ha, das war es, was ich hörte!" sagte er bei sich selbst; und da er entdeckte, daß das Mädchen jung und hübsch war, eröffnete er in leisem Tone ein Gespräch mit ihr.

Marie zeigte sich keineswegs spröde, sondern röstete und kokettirte daraus los in einem Geiste, der Jeder ihrer Klasse Ehre machen würde; so daß, wenn Adam seine Pflicht vergaß über einem Weib und einem Apfel, der Hatschier auf dem besten Wege zu seyn schien, dasselbe zu thun, um ein Weib mit einigen Kaffeebohnen. Mittlerweile arbeitete

Jean Marais fort in dem Kabinet, iu welches er zurückgekehrt war; und als er einige Zeit darauf seinem Gebieter begegnete, welcher das Zimmer der Gräfin d'Artonne aufsuchte, als er von seinem Spaziergang neben dem Stuhle des Abbé's hin zurückgekommen, flüsterte ihm Jean grinsend zu: „Es ist geschehen!"

„Was?" fragte Francis de Langy.

„Das Zerschneiden der Diele," antwortete Jean Marais, eine kleine, stählerne Säge emporhaltend, die er augenblicklich wieder versteckte; „es ist Alles rings herum durchsägt, bis auf einen Achtelszoll breit an jeder Ecke, so daß es nur den Druck eines Daumens bedarf, um sie in des Grafen Zimmer einzudrücken."

„Aber wird sie dann nicht mit entsetzlichem Getöse fallen?" fragte Francis de Langy.

„Ja, gnädiger Herr, das könnte der Fall seyn," antwortete Jean Marais, „wenn ich nicht so vorsichtig wäre, wie der Marschall Türenne. Ich bohrte einen metallnen Pflock hinein, ehe ich anfing; so daß ich sie jetzt mit einer Hand emporhalten kann, während ich sie mit der andern eindrücke. Nachdem so Alles vorbereitet ist, müssen wir mit der Ausführung bis morgen Vormittag warten; und inzwischen muß ich den Meister Peter unfähig machen, ferner den Spion zu spielen. — Seyd so gut, gnädiger Herr, mir zu sagen, wohin Ihr gestern Morgen spazieren gegangen seyd?"

„Nach dem Häuschen von Eures Freundes Vater, Antoine Bure," versetzte Francis de Langy, etwas überrascht durch diese plötzlich an ihn gerichtete Frage.

„Ich wünschte, daß Ihr morgen Vormittag wieder dahin rittet,“ sagte Jean Marais, „und dort wartetet, bis Ihr einen Boten von mir zugeschickt bekommt. Nehmt des Grafen bestes und stärkstes Pferd. — Versteht Ihr mich, gnädiger Herr?“

„Ich glaube, ja,“ antwortete Francis de Langy. „Aber ich will nachher Mehr mit Euch sprechen, Jean; jetzt gehe ich zu der Gräfin.“

„Sagt ihr nicht ein Wort, gnädiger Herr,“ flüsterte ihm Jean Marais lebhaft zu; „sagt nie der Gattin eines Mannes, wie er seine Flucht bewerkstelligen werde!“

„Warum nicht?“ fragte sein Gebieter.

„Ha, Ihr habt dann immer tausend Wechselfälle gegen Einen gegen Euch,“ sagte Jean Marais; „sie kann ihn zu sehr lieben, oder sie kann ihn zu wenig lieben, und jedenfalls wünscht sie ganz gewiß von ihm Abschied zu nehmen; und dann habt Ihr Anfälle von Ohnmachten und Krämpfe und all derlei Geschichten; dann zögert er, um zu sehen, ob sie sich erholt, und sie klammert sich an seinen Hals und schluchzt sehr laut; und dann streckt die Wache den Kopf herein, der Anschlag wird entdeckt, der Gefangene zehnmal schärfer als je zuvor bewacht, und die ihm zur Flucht helfen wollten, werden eingesperrt und gestraft. Nein! Ihr könnt es der Mademoiselle Julie morgen Vormittag sagen, wenn Ihr Lust habt; und vielleicht wäre das Beste, wenn sie mit Euch ritte.“

„Aber warum darf ich es, wenn ich es ihr mittheilen darf, der Gräfin nicht sagen?“ fragte Francis de Langy.

„Aus einem halben Dutzend guter Gründe," antwortete Jean Marais; „erstlich ist Mademoiselle Julie in Liebe, und die macht immer, so lange sie währt, eine Frau zu einer Heldin; sodann bin ich gewiß, Ihr würdet es ihr sagen, ich mag einwilligen oder nicht, und so hilft das Verbieten Nichts. Zudem denke ich, wenn sie mit Euch geht, so wird das Euer Weggehen decken, zumal wenn Ihr es dahin bringen könnt, daß sie diesen Nachmittag recht getrost und heiter ist. Aber ich will zu Euch auf Euer eignes Zimmer kommen, gegen neun Uhr, gnädiger Herr, und wir wollen von allem Uebrigen sprechen — ich muß heute Nacht noch den Peter Neri zu einer Marmelade schlagen; so hab' ich schon noch Arbeit vor mir."

Neunundzwanzigstes Kapitel.

„Was ist das, was Julie mir sagt?" fragte die Gräfin d'Artonne, ihr Haupt empor richtend, als Francis in das Zimmer trat. „Oh, Francis, werdet Ihr denn im Stande seyn, es auszuführen?"

„Still, meine theure Madame," versetzte Francis de Langy; „wir dürfen nicht eine Sylbe von dieser Sache sprechen. Bedenkt, daß das kleinste Wort, das man belauschte, die mindeste Aufregung und Unruhe, die man blicken ließe, Alles vereiteln würde. Laßt Euch genügen, daß ich Monsieur d'Artonne gesehen habe, daß ich seine Ansich-

ten und Wünsche kenne, und daß ich mit dem hingebendsten Eifer und Fleiß mich bemühe, sie zur Erfüllung zu bringen."

„Aber kann ich ihn nicht sehen, ehe er geht?" fragte die Gräfin d'Artonne.

„In Wahrheit," antwortete Francis de Langy; „nach meinem Dafürhalten würde es besser unterbleiben. Könntet Ihr, meine theure Gräfin, Euch so beherrschen, daß Ihr Euren Gefühlen in keiner Weise den Lauf ließet? Bedenkt, von wie geringfügigen Umständen seine Rettung abhängen kann, und dann entscheidet, ob eine Befriedigung des Wunsches Eurer Zärtlichkeit für Euren Gatten die Rücksicht auf seine Sicherheit aufwägen soll?"

„Ich kann meine Gefühle beherrschen, und ich will es," versetzte Madame d'Artonne; „Ich wünschte sehr, ihn zu sehen, Francis; aber wenn es wirklich nothwendig ist, will ich diesem Wunsch entsagen. Ich will Alles — Alles thun, um seinetwillen."

„Nun denn, meine theure Gräfin," versetzte der junge Edelmann, „so müßt Ihr im vorliegenden Falle gänzlich mir vertrauen; wenn eine Möglichkeit ist, daß Ihr Monsieur d'Artonne noch sprecht, so sollt Ihr ihn sehen; wenn aber nicht, so müßt Ihr mein Wort dafür nehmen, daß durch einen solchen Schritt seine Rettung gefährdet würde. Kurz," setzte er mit einem Lächeln hinzu, „Ihr müßt mich während der nächsten vierundzwanzig Stunden ganz verwöhnen; und so Julie auch; denn das Erste, was ich erbitten muß, ist, daß sie morgen früh einen großen Ritt mit mir mache."

„Wirklich!" sagte Madame d'Artonne mit einiger

Ueberraschung. „Aber muß sie lange Zeit abwesend seyn, während ihr Vater in einer solchen Lage schmachtet?“

„Sie muß, fürchte ich, einige Stunden abwesend seyn,“ versetzte Francis de Langy, „denn obgleich ich sie zu Pferde begleiten werde, werde ich doch, glaube ich, zu Fuß zurückkehren müssen.“

„Oh, ich verstehe! ich verstehe!“ rief Madame d'Artonne, während ein frohes Lächeln Juliens Antlitz verklärte. „Ja, Francis, ja! wir wollen Euch für jetzt in Allem vertrauen.“

„Ja!“ rief Julie; „und nicht nur jetzt, sondern immer. Es war meines Vaters letzte Ermahnung an mich heute, von ihm Schutz und Beistand für Euch, wie für mich, zu erwarten, meine theure Mutter; und in Wahrheit, wo sonst könnte ich sie suchen?“

„Monsieur d'Artonne äußerte auch gegen mich Etwas der Art,“ versetzte die Gräfin; „aber ich war unruhig und beachtete es kaum — es stand auch so sehr im Widerspruch mit dem, was er am Morgen sagte.“

„Ja, meine theure Mutter,“ antwortete Julie; „aber sehen wir nicht hier, in Auvergne, wie eine einzige Stunde den hellsten Sonnenschein und die reichste Ernte in Wolken und Sturm, Verderben und Verwüstung verwandelt? So war auch meines Vaters Schicksal, theure Mutter!“

„Und er ist froh, Madame, ein Obdach zu finden,“ sagte Francis de Langy, „auch in einer geringen Hütte. — Was ich meine, ist dieß: er ist jetzt bereit, einen Beistand

anzunehmen, welchen er vielleicht diesen Morgen noch verachtet hätte."

„Oh nein, nein Francis!" rief Julie; „bringt ein solches Wort nicht in Verbindung mit Eurem Namen; nie hat er Euch irgendwie verachtet; er hat Euch immer geliebt und hochgeschätzt, sonst hätte er nicht seine Tochter Euch zugesagt. Es war nur Vorurtheil, was dazwischen trat, und es ist von der ersten Berührung des Mißgeschicks zerstreut worden. — Aber sagt uns, Francis, was soll zunächst geschehen? Welche Maßregeln sind ergriffen worden, um meines Vaters Flucht zu bewerkstelligen?"

„Ich könnte darüber nur unvollkommenen Aufschluß geben," antwortete Francis de Langy, „und ich glaube, es wird besser seyn, ich versuche es gar nicht. Es liegt Alles in der Hand eines Mannes, in dessen Eifer und Gewandtheit ich volles Vertrauen setzen darf. Ich vermuthe, daß Alles vorbereitet ist, und daß Morgen zu einer frühen Stunde der Graf sich in Freiheit sehen wird. Mittlerweile, glaube ich, würde es klug von uns gethan seyn, wenn wir eine heitere Miene annähmen, als ob wir voraussetzten, die Anschuldigung sey nichtig und lächerlich, und so viel als möglich alle Dinge wieder ihren gewöhnlichen Gang gehen machten."

„Das kann ich nicht, das kann ich nicht!" sagte die Gräfin; „wo mein Gemüth so voll tiefer Bangigkeit ist, und jeden Augenblick zittert vor dem, was der nächste bringen mag, kann ich die Bewegungen meines Herzens nicht mit einem Schleier bedecken, dicht genug um sie zu verheh-

len. Ich fürchte auch, meine leibliche Kraft würde unterliegen. — Du, Julie, geh mit Francis, und thue Dein Möglichstes, Dir die Sache leicht zu nehmen. Eure Herzen sind jung und kräftig und für die Hoffnung empfänglich. Ich will hier bleiben, und Trost und Aufrichtung im Gebet suchen."

„Es ist nur das, theure Gräfin," sagte Francis de Langy, „daß wir durch unser Benehmen heute Abend keinen Argwohn rege machen in Betreff unsres Benehmens morgen. Wenn wir jetzt von Traurigkeit überwältigt uns zeigen, können es diese Hatschiere, die, glaubt mir, uns scharf bewachen, es sehr außerordentlich finden, wenn Julie und ich so bald ausreiten."

Die Gräfin d'Artonne stimmte ganz den Ansichten ihres jungen Freundes bei, und bestärkte ihn darin, Alles zu thun, um die Augen derer, die alle ihre Schritte spähend belauerten, zu täuschen. Sie wies selbst darauf hin, daß es besser wäre, wenn Julie und ihr Geliebter diesen Abend im Park spazieren gingen; und es ward endlich beschlossen, daß dieß wirklich geschehen solle, jedoch nicht augenblicklich. Nach einer längeren Besprechung stieg Francis mit Julien hinunter ins Speisezimmer, wo sie sich mit einander zum Nachtessen hinsetzten, und selbst in Gegenwart der Diener des Schlosses sich so heiter und unbekümmert als möglich zu zeigen suchten.

Beide bemerkten, daß die ihnen aufwartenden Diener ein anderes Benehmen als ihnen sonst gewöhnlich war, an den Tag legten. Nicht daß sie unaufmerksam gewesen wä-

ren, aber die gewöhnliche Bedienung bei Tisch ging nicht so glatt von Statten, wie es sonst in dem wohlgeordneten Haushalt des Grafen d'Artonne der Fall war. Julie schrieb dieß in ihrem Innern auf Rechnung der ängstlichen Sorge ergebener Hausgenossen um einen geliebten, wohlwollenden Gebieter; Francis de Langy aber, welcher wußte, daß die Anschläge Jean Marais' sich wahrscheinlich auch auf die niedrigern Glieder des Hauses erstrecken würden, konnte sich der Besorgniß nicht erwehren, es möchte Etwas falsch gegangen seyn. Endlich, als das Dessert auf den Tisch gesetzt wurde, und mit demselben ein feinerer Wein von einem Gute des Grafen in der benachbarten Provinz, hieß der junge Edelmann den alten Joseph, welcher das Amt des sommelier versah, den Hatschier im Vorzimmer fragen, ob er nicht ein Glas von dem Burgunder trinken wolle.

„Das will er gewiß, gnädiger Herr, glaube ich," sagte Joseph, „denn der leichte Wein beim Nachtessen schien ihm nicht sonderlich zu munden."

Der Hatschier bestätigte des Dieners Vermuthung, und trat, sobald er die Einladung erhalten hatte, in das Speisezimmer, mit einer tiefen Verbeugung gegen Julie, und einem etwas vertraulicheren Kopfnicken gegen Francis de Langy.

„Da," sagte Francis, ihm ein Glas füllend, „da ist Etwas, um auf die baldige Befreiung des Grafen, meines Freundes, zu trinken."

„Von ganzem Herzen, gnädiger Herr!" versetzte der Mann; „obwohl ich, wenn ich jeden Tag solchen Burgunder

bekäme," setzte er hinzu, als er ihn kostete, „wünschen möchte, daß er lang unter surveillance bliebe."

„Ich vermuthe, das wird nicht der Fall seyn?" versetzte Francis de Langy in fragendem Tone, „was denkt Ihr dazu, mein guter Freund?"

Der Mann grinste, um anzudeuten, daß er des jungen Edelmannes Absicht, ihm unvermerkt seine Meinung abzulocken, wohl verstehe; aber er antwortete in guter Laune:

„Ich hoffe auch nicht, gnädiger Herr, ich hoffe es nicht; ich glaube, er hat Nichts gethan, wodurch er es verdient hätte, und wenn dieß ist, wird er bald wieder frei seyn."

„Nun, dann, Julie," sagte Francis, zu seiner schönen Tischgenossin sich wendend, „kann es doch gewiß nicht unschicklich seyn, wenn Ihr einen Spaziergang im Park, oder einen Ritt macht?"

„Oh, Pardie, nein!" rief der Hatschier, der sehr bereit war, sich in das Gespräch zu mischen; „ganz und gar nicht unschicklich, ohne Zweifel, Mademoiselle; es wird Alles gut gehen mit dem Grafen; und vielleicht läßt ihn der Intendant morgen schon frei."

„Ich hoffe es," versetzte Julie, „ich hoffe es. Nun, ich will einen Spaziergang machen, Francis, wenn Ihr Lust habt; ausreiten will ich heute Abend nicht — morgen vielleicht, wenn Ihr dazu geneigt seyd."

Francis de Langy legte natürlich seine Bereitwilligkeit an den Tag, Alles zu thun, wozu sie Lust hätte, und nachdem der Hatschier noch ein Glas Burgunder angenommen, entfernte er sich, trotz seiner Gewöhnung, Alles mit Arg=

wohn zu betrachten, ohne allen Verdacht, vielmehr ganz darauf vorbereitet, die beiden Liebenden zu Fuß, oder zu Pferd, zu welcher Zeit es ihnen beliebte, einen Ausflug machen zu sehen. Julie ging auf einige Minuten ihre Mutter zu besuchen, und kam dann zurück, bereit zu dem Spaziergang. Sie wandelten mit einander hinaus in den Park, gingen aber nicht sehr weit, und hielten sich in der Sehweite des Hauses. In der Brust Beider waren Empfindungen des Schmerzens und der Bangigkeit, mächtig und beklemmend. Seit dem gestrigen Tage — wo sie am Ausgangspunkt einer Wallfahrt standen, die sie Hand in Hand zurückzulegen gedachten, und ihnen Alles klar, glänzend und deutlich erschienen war, wie sie vom Beginn des Lebens dessen lange Bahn entlang vor sich schauten — seit gestern hatte sich eine dunkle, schwere Wolke über der Scene gelagert, die Zukunft gänzlich ihrem Auge verbergend, und nur mit Kummer und Angst drohend; und doch, o Leser! doch war ihr Gespräch an diesem Abend, ihr einsamer Spaziergang in der nächtlichen Stille vielleicht für Beide süßer, als je ein solcher Augenblick früher gewesen war. Innigere, stärkere Liebe schien von ihren Herzen Besitz zu nehmen in der Stunde der Trübsal und Furcht; neue Bande schienen sie an einander zu ketten; höhere Regungen zu ihrem Trost und ihrer Aufrichtung in ihren Seelen zu entspringen. Hast Du wohl schon, freundlicher Leser, zwei Kinder gesehen, die, an einem Sommertage hinaus ziehend, inmitten ihres heitern Lustganges von einem Donnerwetter überfallen wurden? Als die Sonne glänzend, der Himmel

klar war, gingen sie da nicht Hand in Hand, duftende Blumen pflückend, oder trennten sie sich, um dem Schmetterling nachzujagen? Aber wie die Wolke barst, und der Donner brüllte, und der Regen niederströmte, da klammerten sie sich an einander in ihrer kindischen Angst, und mit ihren kleinen Armen umschlang Eines des Andern Brust — war es nicht so? So ist es auch bei wahrhaft und in den innig Liebenden Stürmen und Gewittern des Unglücks!

Dreißigstes Kapitel.

Während Francis de Langy, wie wir erzählt haben, ging, die Gräfin d'Artonne zu besuchen, begab sich Jean Marais in sein Zimmer, und wechselte ruhig und bedächtlich seine Kleider. Hiebei war zu bemerken, daß er lauter Stücke so leicht, als er sie nur besaß, anlegte, welche ihm den freiesten Gebrauch seiner starken und gewandten Glieder gestatteten.

„Dieß ist eben nicht der angenehmste Theil der ganzen Angelegenheit," murmelte er vor sich hin, „aber wenn ich einen Zollbreit an ihm übrig lasse, der nicht schwarz und blau ist, so will ich nicht Jean Marais heißen."

Als er damit fertig war, stieg er wieder von seiner Dachkammer hinab in die Speisehalle der Dienerschaft des Schlosses Artonne, denn er wußte, daß die Stunde der Abendmahlzeit heran nahte, und ihm war nicht unbekannt,

daß, welche Verwirrung auch in Folge der Verhaftung des Grafen in dem Hause herrschen mochte, dennoch der Koch alle Sorge tragen würde, seine und seiner Genossen leibliche Bedürfnisse zu befriedigen. In der Halle traf er Niemand als Einen der Hatschiere und Mademoiselle Marie, die Soubrette der Gräfin, und bald nach seinem Erscheinen entfernte sich das würdige Mitglied der Maréchaussée, und sagte, er müsse gehen, seinen Kameraden oben abzulösen.

„Jetzt, Marie," rief Jean, „vergeßt nicht, was ich Euch gesagt: wenn irgend ein Körnchen Koketterie in der Natur des Weibes ist, bringt es zum Vorschein, bis Ihr gemacht, daß Meister Neri und der Hatschier einander beim Kragen packen."

„Aber ich könnte leicht auch Euch eifersüchtig machen," antwortete Marie lachend.

„Nicht im mindesten, nicht im mindesten," versetzte Jean Marais; „es ist nicht ein Gran von der gelben Erde der Eifersucht in all dem Lehmen, woraus ich geschaffen bin. Wenn nicht die Liebe ein Weib an einen Mann bindet, so kann es sonst Nichts, Marie; und so ist nie ein Philosoph in dieser Welt eifersüchtig gewesen."

„Ihr ein Philosoph!" schrie Marie. „Ei, wer hat je gehört, daß ein Kammerdiener ein Philosoph gewesen!"

„Bei meinem Leben, ich glaube, die sind die einzigen wahren Philosophen," sagte Jean Marais. „Erstlich sehen sie, zweitens vermeiden sie, und drittens benützen sie alle Thorheiten und Laster der menschlichen Natur. Oh! wir sind große Männer, wir Kammerdiener; der Politiker trägt

in seinem Portefeuille nicht die Hälfte der Geheimnisse, die wir in unserm Pomadetopf tragen."

„Und verräth sie vielleicht ebenso leicht," versetzte Marie; „denn gewiß, wir haben an Peter Neri ein Beispiel davon, was für ein Bösewicht ein Kammerdiener seyn kann."

„Er ist eine Ausnahme von unsern allgemeinen Tugenden," sagte Jean Marais. „Aber da kommt Jemand; so seyd Eurer Rolle eingedenk, Marie!"

Es war jedoch ein weiblicher Dienstbote; und einige Minuten verstrichen, bis der andere Hatschier, welcher schon so glücklich gewesen war, eine kleine Liebesplänkelei mit der hübschen Soubrette durchs Fenster anzuspinnen, erschien, um sie in der Halle fortzuführen. Marie befolgte ihre Instruktionen mit bewunderungswürdigem Takt und Klugheit. Sie wußte den Mann augenblicklich an ihre Seite zu bringen, und eröffnete ein solches Feuer von „Winken, Nicken und verschlungenem Lächeln" auf ihn, daß, ehe noch Peter Neri bei der übrigen Gesellschaft erschien, der arglose Hatschier vollkommen überzeugt war, daß er eine entschiedene Eroberung gemacht, und sich seinen Schnurrbart mit der Miene der bestimmtesten Selbstzufriedenheit aufwärts strich. Des Kammerdieners Gesicht ward augenblicklich umwölkt; aber er setzte sich an den Tisch mit dem festen Vorsatz, seine Fassung zu behaupten, was in der Regel ein Zeichen ist, daß man sie wahrscheinlich verlieren werde, und allerdings war dieß auch jetzt der Fall. Gute Vorsätze sind sehr gefährliche Sachen, zumal unter besonderen Umständen; und wie es gewöhnlich bei Peter Neri der Fall war, sie waren bald unter

der Aufregung und Gereiztheit, die ihn ergriff, zu Atomen zermalmt. Vier- oder fünfmal schleuderte er irgend einen bittern Sarkasmus gegen den Hatschier, der ihm gegenüber am Tische saß, welcher den tapfern Mann die Backen aufblasen und vor Entrüstung prusten machte; und endlich als er Marie, um einige süße Worte, die der Andere flüsterte, zu hören, ihre weiche Wange seinem Munde so nahe bringen sah, daß sie wirklich von seinem Schnurrbart gestreift wurde, konnte er es nicht länger ertragen, und rief laut: „Coquine!“

„Was sagst Du da, mein Freund?“ schrie der Hatschier auffahrend. „Wagt Ihr, gegen ein Frauenzimmer in meiner Gegenwart einen solchen Ausdruck zu gebrauchen?“

„Ja, das thu' ich,“ versetzte Peter Neri, „und gegen Euch selbst auch.“

„Ventre bleu!“ schrie der Hatschier, mit einem hornenen Becher, der neben ihm stand, den Peter Neri ins Gesicht schlagend, und traf ihn damit unter dem Auge.

Der Kammerdiener wollte augenblicklich über den Tisch springen, um schleunige Rache zu nehmen; aber in diesem Augenblick packte ihn Jean Marais um den Leib, und rief in lustigem Tone: „Ihr sollt uns unsre Ruhe nicht so stören, Ihr Narr! Ihr fangt immer mit Jemand Händel an; so gestern mit mir, und jetzt mit diesem guten Hatschier; ich will Euch zur Halle hinaus werfen, wenn Ihr Euch nicht ruhig haltet.“

Der Ton der Ueberlegenheit, in welchem er sprach, häufte neue Kohlen auf das Feuer, das schon ziemlich heftig in Peter Neri's Herzen loderte; und wie es unter solchen

Umständen gewöhnlich geschieht, er wandte sich augenblicklich gegen Denjenigen, der sich einmischte, und rief: „Narr! dürft Ihr mich einen Narren nennen? — Mich hinauswerfen? — Das ist Mehr, als Zwei Eures gleichen zu thun im Stande wären!“

„Das will ich Euch bald zeigen,“ versetzte Jean Marais. „Ihr seyd ein Narr und ein Schuft dazu!“ und damit riß er ihn vom Tisch zurück.

Peter Neri versetzte ihm sogleich einen heftigen Schlag, welchen Jean Marais mit größter Schwierigkeit parirte, aber dafür schlug er seinen Gegner dergestalt zu Boden, daß die Halle erdröhnte. Er sprang jedoch sogleich wieder auf, und der frühere Kampf, welchem durch das Erscheinen des Grafen d'Artonne ein Ende gemacht worden war, erneuerte sich jetzt mit größerer Wuth als je. Aber wenn Jean Marais seinem Gegner früher schon mehr als gewachsen gewesen war, als sie Beide ziemlich hitzig und erzürnt waren, so war er ihm jetzt unendlich überlegen, wo er kaltblütig, mit dem wohlüberdachten Vorsatz kam, den Kampf zu veranlassen, in welchen er jetzt verwickelt war, und gefaßt, jeden Fehler und jede Thorheit, die sein Gegner begehen mochte, bestens zu benützen. Der Kampf ward nicht in der Weise geführt, wie es in England, der Lieblingsheimath des Faustkampfes, geschehen seyn würde; und gar Manches geschah von beiden Seiten, was wir Engländer — ein Volk, berühmt wegen unsrer Gesetzgebungskunst, selbst in unsern geringfügigsten Angelegenheiten, die wir einen förmlichen Codex zur eigenthümlichen Regelung von Streichen und Faustſtößen

abgefaßt haben — vielleicht unerlaubt und unehrenhaft nennen würden, in Gemäßheit unsrer vorgefaßten Meinungen. Die Mägde kreischten und rannten hin und her, wie gewöhnlich; die Diener und der dritte Hatschier, welcher aus dem Vorzimmer oben herunter rannte, wo er eine Art von zweiter ergänzender Wache hielt, wollten sich dazwischen legen, um die Kämpfer zu trennen; aber derjenige, welcher die erste Veranlassung zu dem Hader gegeben, rief laut, man solle sie nur machen lassen, und erklärte seinem Genossen, Peter Neri sey ein unverschämter Schurke, welcher sehr wohl die Tracht Schläge verdiene, die ihm allem Anschein nach zu Theil ward. Dem Ehrenmann von Hatschier war es freilich gar nicht leid, daß Jean Marais in diesem Falle die Rolle des Knüttels zu spielen beliebte bei der Züchtigung des Mannes, der ihn beleidigt hatte, und er war entschlossen, keine unverständige Vermittlung der Strafe ein Ende machen zu lassen. Mittlerweile drehten und schwenkten sich die beiden Kämpfer, einander fest gepackt, dahin und dorthin, trieben den Schwarm des Gesindes von einer Seite nach der andern, aus einer Ecke in die andere, stürzten Stühle und Bänke um, zerschmetterten Schüsseln und Teller, stürzten zu Boden und standen wieder auf; aber doch sahen Alle deutlich — und, zur Ehre der Diener sey es gesagt, Alle mit großer Genugthuung — daß Peter Neri eine so tüchtige Tracht Prügel erhielt, wie selten ein andrer Mensch als ein englischer Boxer und Preisfechter.

Obwohl selbst auch von manchem scharfen Streiche schmerzlich getroffen, erkannte doch Jean Marais mit nicht

geringer Genugthuung aus der zunehmenden Schwäche seines wankenden und taumelnden Gegners, daß er sich der Erreichung des von ihm angestrebten Zweckes näherte, nämlich, ihn so furchtbar durchzubläuen, daß er für manchen kommenden Tag unfähig wäre, wieder den Spion zu machen. Der Kampf sollte jedoch in einer für ihn zwar ebenso befriedigenden Weise, aber anders als er vermuthet hatte, endigen. Peter Neri, erkennend, daß er seinen Meister gefunden, und daß der Kampf bald mit seiner förmlichen Niederlage endigen müsse, wenn er sich allein auf seine Gewandtheit und Körperstärke verließ, zog sich, verblendet von Wuth und Verdruß, einen Augenblick zurück, und schaute sich um, sein Gesicht mit Blut bedeckt, und seine Augen geschwollen und geblendet von den empfangenen Streichen. Alle, die ihn sahen, wähnten, er wolle, seine Niederlage fühlend, sich vom Kampfe zurückziehen; und ein höhnisches Gelächter durchlief die Halle, während Jean Marais, der noch nicht halb zufrieden gestellt war, vorstürzte, um das so trefflich Begonnene zu einem Ende zu führen. Aber der Wilde, seine Hand nach dem nahen Eßtisch ausstreckend, raffte ein großes, scharfgeschliffenes Messer auf, und ging mit einem Sprung wie ein Tiger auf Jean Marais los.

Die beiden Hatschiere jedoch, welche vollkommen besonnen waren, warfen sich in demselben Augenblick auf ihn, und hinderten ihn, die beabsichtigte That zu vollführen. Einer derselben jedoch mußte seine Einmischung büßen; denn der Kammerdiener, wie er sich ergriffen und sein Vorhaben vereitelt sah, kehrte sich mit wahnsinniger Wuth gegen die, die

ihn hielten, und ehe man ihm Einhalt thun konnte, hatte er mit dem Messer demjenigen, der zuerst seinen Zorn gereizt hatte, eine schwere Wunde an der Schulter beigebracht. Im nächsten Augenblick ward er überwältigt und zu Boden geworfen, das Messer ihm aus den Händen gerungen, und ihm die Arme mit einer groben Serviette auf den Rücken gebunden; und während Jean Marais dem verwundeten Hatschier beistand, und ihn mit außerordentlicher Aufmerksamkeit und Freundlichkeit überhäufte, eilte der Andere in das Vorgemach, wo er einen Theil seiner Sachen gelassen hatte, und kehrte mit einem Paar Handschellen zurück, welche schleunig den Fäusten und Knöcheln des Peter Neri angepaßt wurden. In diesem Zustand wurde er von dem unverletzten Hatschier in eine der Dachkammern transportirt, und daselbst eingeschlossen, um über die Folgen seiner Handlungsweise nachzudenken.

Nachdem dieß geschehen, kehrte der Soldat zurück, und fand alle Diener um seinen Genossen versammelt; man hatte ihm den Rock ausgezogen und Jean Marais die Wunde sorgfältig untersucht. Es war ein Schnitt, der übel aussah, theils mit der Schneide, theils mit der Spitze des Messers beigebracht, und blutete stark; aber Jean, mit aller Geschicklichkeit und Ernsthaftigkeit eines Wundarztes, sondirte die Wunde mit Marie's silberner Haarnadel, und erklärte, sie werde keine schlimmen Folgen haben, da die Waffe durch den Knochen aufgehalten worden. Einige Pflaster wurden aus den Vorräthen des Schlosses herbeigeholt; das Blut ward, obwohl nicht ohne Schwierigkeit, gestillt; und der

verletzte Theil ward sehr kunstgerecht behandelt und gepflegt. Dann schlug der unverletzte Hatschier seinem Genossen vor, in Riom einen Andern holen zu lassen, um ihn abzulösen; aber dagegen sträubte sich der Mann lebhaft, erklärte, es sey eine Kleinigkeit — ein Nichts — er könne seine Obliegenheit so gut wie vorher erfüllen, und fügte mit einem Grinsen hinzu: „Ihr wißt, François, ich würde meinen Extrasold, und alle die kleinen Accidenzien, die es vermuthlich setzen wird, verlieren. Nein, nein! laßt nur den Kerl eingesperrt, bis der Intendant morgen kommt. Wenn er herauskommt, bringt er Einen oder den Andern von uns um."

„Ja das thut er," rief Marie, „denn er ist so rachgierig als leidenschaftlich. Geht und wascht Euch Gesicht und Hände, Jean Marais, denn Ihr seyd ganz voll Blut; und gewiß, ich kann mein Nachtessen nicht verzehren, wenn Ihr mir gegenüber sitzt — eine solche Gestalt! Guter Himmel, das hat mich aus allen meinen Sinnen geängstigt und mir Vapeurs gemacht."

Jean Marais that, wie sie ihn geheißen; und als er zurückkam, ward er, obgleich noch immer einige Spuren seines Kampfes an sich tragend, von Allen mit herzlichen Glückwünschen empfangen; der Hatschier, dessen Streit er ausgefochten, schüttelte ihm herzlich die Hand, und erklärte, er sey ein flotter, tüchtiger Kerl, der wohl verdienen würde, zur Maréchaussée zu gehören. Er erbot sich sogar, ihm einen Platz unter diesem ehrenvollen Corps zu verschaffen. Aber Jean Marais, dessen Neigungen eine ganz entgegen-

gesetzte Richtung hatten, lehnte diese Auszeichnung ab, mit der Erklärung, er könne nicht daran denken, seinen jungen Gebieter zu verlassen. Das Nachtessen wurde in sehr guter Laune eingenommen, obgleich bemerkt zu werden verdient, daß Marie ein wenig spröder that gegen ihren Freund, den Hatschier, als vor dem Tumult und Kampf, welcher eben stattgehabt. Jedoch hüteten sie und Jean Marais sich sorgfältig, merken zu lassen, daß ein besonderes Einverständniß zwischen ihnen obwalte, und der Abend wurde, was die Diener und die Maréchaussée betrifft, so hingebracht, als ob es durchaus keine Plane, Anschläge und geheime Kniffe im Schloß Artonne gäbe.

Einunddreißigstes Kapitel.

„In des Schicksals Namen, Jean Marais!“ rief Francis de Langy, „wie ist Euch denn das Gesicht so verunstaltet worden?“

„Kriegszufälle! Kriegszufälle, gnädiger Herr!“ versetzte Jean Marais, welcher in seines Gebieters Ankleidezimmer geeilt war, sobald er ihn von seinem Spaziergang mit Julien zurückkommen sah. „Wenn Einer sich vornimmt, einen Andern durchzubläuen, so muß er sich immer gefaßt halten, auch ein wenig zerbläut zu werden; aber Alles ging besser, als ich erwartete. Inmitten des Handgemengs versetzte der vagabundirende italienische Gurgelabschneider einem der Hatschiere einen Stich in die Schulter, der ihm,

denke ich, bis morgen um diese Zeit Etwas zu denken geben wird, und nunmehr ist Meister Peter ganz gut untergebracht in einem Logis mit verriegelten Thüren und mit Handschellen an den Fäusten, obwohl ich ihm schon ganz ordentliche Handschellen beigebracht hatte, ehe man ihm die Fäuste in kaltes Eisen zwängte, und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird er es morgen sehr schwierig finden, aus seinem Bett zu kommen, wenn man ihn ruft. Ich versichere Euch, gnädiger Herr, jeder Streich, den ich ihm versetzte, war mit der bedächtlichsten Ueberlegung für seinen ganz bestimmten Zweck berechnet; keine Bewegung habe ich ohne reifliche Erwägung gemacht. Da er geneigt seyn mochte, Gebrauch von seinen Augen zu machen, versetzte ich ihm einen Stoß auf jedes, der sein Sehvermögen etwas stören wird, und dann, was seine Zunge betrifft, die er zu schlimmen Absichten zu benützen Lust haben mochte, so nahm ich mir vor, weil ich ihr selbst nicht recht beikommen konnte, das Gehäuse zu zerschmettern, worin er sie hat. Drei von seinen Zähnen liegen jetzt auf dem Estrich der Halle, aber es kam mir in meinem Leben kein Kiefer vor, der so hart zum brechen gewesen wäre; er muß von demselben Zeuge seyn wie der, womit Simson die Philister erschlug, denn er schnitt mir die Knöchel durch bis auf's Bein, und sie sind doch auch nicht mit Paduanerseide überzogen — doch, um von wichtigeren Dingen zu sprechen, gnädiger Herr; ich bin sehr froh, daß Ihr Mademoiselle Julie zu einem Spaziergang beredet habt, es war gerade das, was wir wünschen mußten; jetzt werden

sie keinen Verdacht haben, wenn Ihr morgen einen Ritt zusammen macht."

„Ich that es absichtlich," versetzte Francis de Langy, „und wir ließen auch einen der Hatschiere in den Speisesaal kommen, damit er sähe, daß wir des Grafen Gefangenschaft leicht nehmen."

„Vortrefflich! vortrefflich!" rief Jean Marais; „ei bei meinem Leben, gnädiger Herr, Ihr macht Fortschritte, Ihr werdet bald ganz affranchi seyn, wie es unsre guten Freunde, die Galgenvögel, in ihrem Rothwelsch nennen — ich meine, zu jeder ruse kapabel. Aber ich errathe aus dem, was Ihr sagt, daß Ihr der Mademoiselle Julie Alles gesagt."

„Ja," versetzte Francis de Langy, „als ich mit dem Abbé ein wenig hinaus wollte, und was Euch vielleicht noch weniger gefällt, bis ich zurückkam, hatte sie es schon der Gräfin gesagt."

„Das ist Schade, das ist Schade," sagte Jean Marais; „indessen, das Geschehene kann nicht ungeschehen gemacht werden, und wir müssen es auf's Beste zu wenden suchen. Glaubt Ihr, sie werde sich zu beherrschen vermögen?"

„Ich hoffe es," versetzte der junge Edelmann; „aber sie ist sehr verlangend, ihren Gatten vor seiner Flucht noch zu sehen, Jean. Kann man es ihr gestatten, Jean?"

„Oh, es kann geschehen, gnädiger Herr, — aber" versetzte Jean Marais mit einem sehr bedenklichen Kopfschütteln. „Doch, am Ende," fuhr er fort, „wird es besser seyn, es ihr zu gestatten; wenn wir es nicht thun, wird sie unge-

duldig werden, und in ihrem Verdruß mehr Unheil anrichten, als wenn wir darein willigen. Die Hatschiere werden sie morgen eine halbe Stunde zu ihm hineinlassen, gemäß ihren Befehlen, und wir müssen ihr auftragen, Monsieur d'Artonne darauf vorzubereiten, daß er unverzüglich die Gelegenheit zur Flucht benützt; ich will Alles bereit halten, um ihn in den Abbé zu verkleiden; darunter muß er einen vollständigen Anzug haben, mit Schwert, Pistolen und Allem; Ihr müßt alles Geld, das Ihr aufbringen könnt, zu Euch stecken und Euch bereit halten, es ihm einzuhändigen in der Hütte des Hugenotten; wenn er dann, auf einem starken Pferde, ohne alle Bürde außer seiner Person und seinen Louisd'or nicht bald aus dieser Provinz hinauskommt, so muß die Schuld an ihm oder am Schicksal liegen."

„In den Abbé verkleidet," sagte Francis de Langy nachdenklich; „zwei aber dreimal ist die Besorgniß in meiner Seele aufgetaucht, Jean Marais, Euer Anschlag möchte hier scheitern. Hieltet Ihr es nicht für besser, ihn wie einen der Diener zu verkleiden?"

„Pah, mein Gebieter," versetzte Jean Marais, „Ihr versteht wenig davon, aus welchem Zeuge Hatschiere gemacht sind. Es ist kein Diener im Haus, oder in den Ställen, dessen Gesicht, Gestalt und Miene sie nicht so gut kennten, wie die ihres eigenen Kindes. Der Abbé ist der Einzige im Hause, mit dem sie nicht ganz genau bekannt sind; ihn haben sie nur Einmal gesehen, und da konnten sie nichts weiter herausbringen, als daß er ein alter Mann sey in einem schwarzen Rock, mit Bandagen um Kopf und Gesicht. Sie

wissen nicht einmal, daß er das Zimmer gewechselt hat, und auch von der Dienerschaft weiß es Niemand, als Marie und der alte Joseph, denn wir haben ihn so abgesperrt gehalten, daß nur diese Beiden ihm aufgewartet haben."

„Aber sie habt Ihr also ins Geheimniß eingeweiht?" fragte Francis de Langy.

„Nicht ganz," antwortete Jean Marais; „sie wissen, daß Etwas im Werke ist; sie sind ganz willig, Alles, was ich ihnen sage, buchstäblich zu thun — und nicht Mehr, was noch besser ist; so geht denn Ihr, gnädiger Herr, und trefft Eure Verabredungen mit Madame d'Artonne; rafft von Geld, was Ihr könnt, zusammen, und überlaßt mir das Uebrige."

„Ich habe zweihundert Louisd'or hier," sagte Francis de Langy; „ich werde nicht über fünfzig brauchen bis ich nach Paris zurück komme, und das Uebrige kann der Graf haben."

„Das ist recht, gnädiger Herr, das ist recht," rief Jean Marais; ein freies Herz ziemt den Jungen! sagt das Sprüchwort, und ich möchte hinzusetzen: und den Alten auch! Ohne Zweifel wird Eure Aushülfe sehr gelegen kommen, denn ich sollte meinen, daß der Graf hier im Schlosse nicht viel Geld liegen hat; und nach Clermont oder Riom zu schicken, davon kann keine Rede seyn. Ich habe nur zwei Bedenken," fuhr Jean Marais nach einem augenblicklichen Besinnen fort; „und ich stelle die Lösung dieser Schwierigkeiten nicht gerne dem Zufall anheim, denn ein sorgsamer Künstler läßt ungern einen Theil seines Werkes unvollendet. Erstlich: wie sollen wir es erklären, daß

der Rollstuhl morgen, nachdem der Abbé frische Luft geschöpft, leer zurückkommt, oder woher sollen wir einen neuen Abbé bekommen, ihn zu füllen? und zweitens, wie sollen wir erklären, daß Ihr zu Fuß heimkommt, wenn Ihr doch weg reitet? Denn seht Ihr, gnädiger Herr, wir dürfen uns nicht damit begnügen, den Grafen fort zu schaffen, sondern wir müssen auch, wo möglich, diese Ehrenmänner nicht entdecken lassen, wie er seine Flucht bewerkstelligt hat."

„Oh, ich für meinen Theil fürchte nichts," sagte Francis de Langy; „sie könnten mich nur auf eine kurze Zeit einsperren."

„Auch das schon wäre nicht sonderlich angenehm," versetzte der Kammerdiener; „aber das ist nicht das einzige Schlimme. Um des Grafen selbst willen müssen wir die Art und Weise seiner Flucht geheim halten, denn wenn sie entdecken, welchen Weg er eingeschlagen hat, so werden sie bald auch den Weg finden, ihn zu verfolgen. Seyd so gut, und veranlaßt die Gräfin und Mademoiselle Julie, darüber nachzudenken, und vergeßt nicht: es ist ebenso nothwendig, nachher verschwiegen zu seyn, als vorher. Mittlerweile will ich auch auf Mittel sinnen, diese zwei Lücken zu verstopfen, und Euch morgen meine Gedanken wissen lassen, wenn ich darüber geschlafen habe."

So endete für dießmal ihre Besprechung; und Francis de Langy begab sich in das Zimmer der Gräfin d'Artonne, die er allein traf; aber bald gesellte sich auch Julie zu ihnen, und eine lange Besprechung folgte, die das Interesse Aller in hohem Grade in Anspruch nahm. Die Möglichkeit der

Flucht ihres Gatten, und die Aussicht, ihn vorher noch sprechen zu können, schien der Gräfin neues Leben und neue Kraft zu verleihen. Sie versicherte Francis de Langy, sie wolle ihre Gefühle mit der entschlossensten Festigkeit beherrschen, und jedes Wort, jede Miene bewachen, damit ja ihr Betragen in keiner Hinsicht das wichtige Geheimniß verrathe, dessen Bewahrung ihr anvertraut sey.

„Ich bin nicht so schwach, Francis," sagte sie, „daß ich nicht auch meinen Theil beitragen könnte zur Beförderung der Flucht meines Gatten, und jeden andern Gedanken diesem großen Zweck unterordnen. — Aber jetzt laßt uns sehen, was wir von Geld zusammenbringen können. d'Artonne hat mir glücklicherweise heute Morgen den Schlüssel zu seinem Schreibtisch gegeben; ich weiß die geheime Schublade, in welcher er das Gold hat, und ich bin gewiß, daß sie sie beim Suchen nach Papieren nicht gefunden haben."

Beinahe vierhundert Louisd'or fanden sich an dem gewöhnlichen Orte. Madame d'Artonne und Julie steuerten Alles bei, was sie hatten; Francis de Langy fügte seinen Theil hinzu, welcher ebenso vertrauensvollangenommen als angeboten wurde, und nachdem man zwei oder drei Stunden miteinander zugebracht in einer lebhaften Besprechung über Gegenstände von tiefem, herzinnigem Interesse für Alle, wodurch die daran Theilnehmenden weit inniger an einander gekettet werden, als durch irgend welche sonstige Beziehungen des Lebens, trennte sich die kleine Gesellschaft, und zog sich Jedes zurück — obwohl wir nicht sagen können zur Ruhe. Die Gewißheit schläft, sey es die Gewißheit des Glücks oder

des Leides; der Zweifel weckt und wacht und diese traurige Wache saß am Ruhepfühl von Allen.

Früh am folgenden Morgen war der ganze Haushalt im Schloß Artonne wieder auf den Beinen, und bald fand sich Jean Marais bei seinem Gebieter ein.

„Wir Alle dürfen keine lange Besprechungen mit einander halten, gnädiger Herr'" sagte er; „so hört mich denn an, während ich Euch ankleide. Wir haben Jeder seine Rolle zu spielen. Madame d'Artonne möge, sobald sie ihre Chokolade eingenommen, den Grafen die ihr vergönnte halbe Stunde besuchen. Sie mag ihm sagen, was wir verabredet haben, und ihn bitten, sich ganz bereit zu halten, wenn die Schloßuhr elf schlägt, Soutane, Hut und Bandagen des Abbés anzulegen, denn genau zu dieser Stunde will ich die Diele wegbrechen, denn ich habe erfahren, wann der Hatschier abgelöst werden wird, so daß dann keiner von ihnen durch den Gang kommen wird, und ich habe meine Vorkehrungen getroffen, um den Herrn, der dann auf der Wache seyn wird, zu unterhalten. Er muß dann Alles, was er mit sich nehmen will, ganz fertig und bereit haben. Madame d'Artonne muß ihm weder zu traurig, noch zu heiter gute Zeit wünschen. Wenn sie weg ist, thäte Mademoiselle gut, zu ihm zu gehen, denn obschon sie ihn später wieder treffen wird, würde es doch nicht ganz natürlich erscheinen, wenn sie das Haus verließe, ohne ihren Vater zu sprechen. Darnach könnt Ihr ihn besuchen, wenn sie es Euch gestatten; und gewiß, die Rollen, die Ihr Alle zu spielen habt, sind nicht sehr schwierig. Ihr habt Euch nur so zu beneh-

men, als wäre gar nie an eine Flucht gedacht worden; ich will alles Uebrige thun. Ihr und Mademoiselle macht dann Euern Spazierritt, wartet in der Hütte des Hugenotten bis er zu Euch kommt, und wenn Ihr in einem der Dörfer ein Pferd miethen oder entlehnen könnt, thut es in alle Wege. Wo nicht, so laßt Mademoiselle allein durch den Park heim reiten, und Ihr schleicht Euch so herein, daß man Euch nicht bemerkt."

„Thäte ich nicht besser, das Geld dem Monsieur d'Artonne zu geben, wenn ich ihn in seinem Zimmer besuche?" fragte Francis de Langy.

„Nein, nein, nein, gnädiger Herr," versetzte Jean Marais etwas ungeduldig, „er hat manche Meile zu Fuß zurückzulegen, und es würde ihn nur belästigen, bis er sein Pferd erreicht hat. Ihr müßt genau so handeln, gnädiger Herr, wie ich Euch sage, oder Ihr werdet Alles verderben."

Francis de Langy versprach, sich ganz gefügig zu erzeigen, und wirklich überzeugte ihn die richtige Einsicht, welche Jean Marais bei Entwerfung aller seiner Plane und bei der Verbindung der einzelnen Theile unter sich an den Tag legte, daß es das Beste seyn würde, Alles seiner Leitung zu überlassen, ohne den Versuch zu machen, schon reiflich erwogene Plane noch verbessern zu wollen. Verschiedene andere kleine Punkte wurden in wenigen Minuten ins Reine gebracht, und nachdem die beantragten Maßregeln der Madame d'Artonne und Julien mitgetheilt worden, wurden sie bald auch in Vollzug gesetzt. Gegen neun Uhr begab sich

die Gräfin an die Thüre von ihres Gatten Zimmer und begehrte von dem Hatschier Einlaß.

„Ich weiß nicht," sagte der Mann, „es war mein Kamerad, der die Befehle erhalten hat, und ich glaubte, Ihr solltet nur für gestern Zutritt zu ihm haben."

Madame d'Artonne machte Vorstellungen in einem so gekränkten und kummervollen Tone, daß er selbst das Herz eines Hatschiers rührte, von dem man annimmt, daß es in der Regel härter sey, als der untere Mühlstein.

„Nun gut," versetzte er, „Ihr könnt von ihm selbst Aufschluß verlangen; er ist nur im Vorplatz."

Madame d'Artonne that, wie er ihr gerathen; die Antwort des andern Hatschiers ward günstig, und die Thüre ward geöffnet, um sie zu ihrem Gatten einzulassen. Die zugemessene halbe Stunde verstrich schnell, und als die Wache sie herausrief, kam sie bereitwillig und sagte: „Lebt wohl denn für jetzt; ich will ihm sagen, was Ihr wünscht."

Sie hatte offenbar geweint; aber die Wache fand das so natürlich, daß es weniger Aufmerksamkeit erregte, als wenn sie ohne Spuren von Gemüthsbewegung weggegangen wäre. Sodann begehrte Julie Einlaß, und weder ihr, noch Francis de Langy wurden irgend Schwierigkeiten gemacht. Als sie von ihrem Vater Abschied nahm, sagte der Graf laut: „Oh, gehe nur immer Julie, wenn Du Lust hast; es läßt sich nicht das Mindeste dagegen einwenden; der Intendant wird wahrscheinlich einige Zeit verweilen, wenn er kommt, und Du wirst wieder zurück seyn, ehe irgend Etwas entschieden ist."

Francis de Langy blieb nicht die volle halbe Stunde, und wie er die Thüre öffnete, um wegzugehen, hörte der Hatschier den Grafen ihm nachrufen: „Bringt meine wärmsten Empfehlungen dem Abbé, und sagt ihm, ich freue mich, zu hören, daß er so viel besser ist, aber er möge sich für den Anfang nicht zu sehr ermüden!"

Wir brauchen dem Leser nicht zu sagen, daß seine Worte — wie dieß so häufig der Fall ist selbst im gewöhnlichen Verkehr der Menschen unter sich — ganz auf den Effekt berechnete Reden waren. Wenn wir die Gespräche prüfen und sichten könnten, die wir täglich hören, ich möchte wohl wissen, wie viel Wahrheit wir da finden würden? Wie viel würde geradezu, wie viel indirekt falsch seyn, wie viel eine ausgesprochene, wie viel eine stillschweigende, wie viel eine mimische Lüge? denn in dieser Welt der Täuschung sind unsre Miene, unser Ton, unsre Geberden eben so oft Hauptschuldige als Mitschuldige eines Verbrechens.

Der Hatschier hatte keinen Schlüssel zu den Chiffern, und daher, obgleich sein Gewerbe Verdacht war, zollte er den von ihm gehörten, so natürlichen Worten nicht viel Aufmerksamkeit, und in wenigen Minuten schlugen ihm Hufschläge von Pferden an sein Ohr. Den Kopf zum Fenster hinausstreckend, schaute er auf die Terrasse und sah Francis de Langy und Julie d'Artonne langsam weg reiten. Darauf nahm er wieder seinen Posten ein und unterhielt sich damit, einige Flecken an seiner Muskete abzureiben, bis die Zeit zu seiner Ablösung kam, wo er in den Vorplatz hinabging, während der von Peter Neri verwundete Hat-

schier seine Stelle oben einnahm. Der Letztere stand nicht lange vor des Grafen Thüre, als das Geräusche des Kaffee-röstens sich wieder hören ließ, und der duftige Wohlgeruch zum Fenster empor stieg.

„Ha, ha!“ sagte der verliebte Hatschier; „ich möchte doch wissen, ob sie in diesem Hause jeden Tag Kaffee rösten? oder ob la belle Marie wieder mit mir ruhig durchs Fenster zu plaudern wünscht?“ und sich hinaus lehnend, bot er der hübschen Soubrette einen bon jour, und die Antwort darauf war von einem muntern und einladenden Blick des hübschen, schwarzen Auges begleitet.

Oh! wenn sich die Leute nur wollten warnen lassen durch das Beispiel Simsons — junge und alte, starke und schwache Männer würden nicht so oft das Geschrei hören: „Philister über Dir!“ und im vorliegenden Falle würde der Hatschier, wenn er darauf geachtet hätte, die Entlassung aus dem Corps der Maréchaussée vermieden haben. Während er seine Liebeständelei fortsetzte, suchte sich die Wache unten, so gut sie konnte, Unterhaltung zu verschaffen. Er warf eine Handvoll Erbsen, deren er einen Blumentopf voll im Vorplatz fand, einigen Tauben vor, welche sich spreizend auf der Terrasse herum liefen, und von einer ihnen bekannten Hand ihr Futter zu erwarten schienen. Dann bewunderte er ihren buntschillernden Hals, ihre rothen Füße und röthlichen Augen; sie erschienen ihm in der That als sehr niedliche Thierchen; und wenn je Idyllen von der Maréchaussée ausgegangen wären, hätte der Hatschier

leicht in eine poetische Begeisterung über Tauben gerathen, oder so gute Pastoralia, als irgend Einer, schreiben können.

Nach zwei oder drei Minuten jedoch wurden die Tauben und seine Poesie verscheucht von dem alten Joseph, welcher der Gräfin Rollstuhl dahin zog, in welchem der Abbé am Tage zuvor einen Ausflug gemacht hatte. Der gute Diener schien ein nicht sehr zufriedenes Gesicht zu machen; und als er an dem Hatschier in dem Vorplatz vorbei kam, schrie er einen der Gänge hinab: „Jean, Jean — Jean Marais! Ich wollte, Ihr zöget den Herrn Abbé. Ich bin ein alter Mann und Ihr seyd jung; und mir thun die Arme weh davon.“

„Oh, ich will ihn ziehen,“ rief die Stimme Jean Marais, vom Ende des Ganges. „Ist der Stuhl da?“

Joseph bejahte dieß; der Kammerdiener sagte, er wolle den Abbé rufen, schritt durch den Vorplatz und stieg die Treppen hinauf, während Joseph sich auf der andern Seite entfernte. Nach Verfluß von etwa zwei Minuten hörte man einen langsamen, schweren Schritt herunter kommen; und sich schwach auf den Arm Jean Marais' lehnend erschien die Gestalt eines alten und ziemlich gebrechlichen Mannes mit Pflastern im Gesicht und Binden um den Kopf, welche sehr auffielen unter einer schwarzseidnen Nachtmütze, worauf ein großer dreieckiger Hut gesetzt war. Der Hatschier stand auf und verbeugte sich vor dem Abbé; aber der gute alte Mann wurde von einem Anfall von Husten ergriffen, und erwiederte die Höflichkeit nur mit einem stummen Gruße; zugleich steckte er die Hand in die Tasche

und zog sein Taschentuch heraus, womit er sich den Mund wischte. Schwach der Thüre zu wankend, näherte er sich dem Rollstuhl; und der gutmüthige Hatschier, da er ihn so schwach sah, trat, zur Bestürzung des Jean Marais, vor, um ihm einige Hülfe zu leisten, indem er seinen linken Arm faßte.

„Nehmt Euch in Acht! nehmt Euch in Acht!“ schrie der Kammerdiener im Tone großer Besorgniß, „das ist die Seite, wo der Arm gebrochen ist;“ und plötzlich zwischen den Abbé und den Hatschier sich drängend, trat er mit der Ferse dem Letztern so kräftig auf die Zehe, daß er sie ihm beinahe abquetschte. Der Soldat tanzte und fluchte lästerlich; und Jean Marais, sich ganz bestürzt stellend über das, was er gethan, faßte ihn mit der Miene des lebhaftesten Bedauerns an beim Ellenbogen und rief; „Ah, mon cher! ich bitte Euch zehntausendmal um Verzeihung! Wie konnte ich so tölpelhaft seyn? Ich hoffe, ich habe Euch nicht arg verletzt?“

Der Hatschier biß die Zähne hart über einander, um den Schmerz zu bemeistern, lehnte sich einen Augenblick auf den freundschaftlichen Kammerdiener, und hinkte dann in das Haus zurück; er sah mittlerweile, daß der Abbé sich bequem in dem Sessel zurecht gesetzt hatte, und versetzte: „Es ist Nichts, es ist Nichts; es wird bald verschmerzt seyn. — Sacra die!“

Jean Marais schaute ihm mit einer unaussprechlich komischen Miene nach; und dann, die lange Handhabe des Sessels ergreifend, begann er den Abbé langsam fortzuziehen.

Als sie an der Stelle vorbei kamen, wo Marie den Kaffee röstete, hielt das Mädchen inne und machte dem Abbé eine tiefe Verbeugung, wobei sie so scheu und sittsam aussah, als wäre er ihr Beichtvater; während er sein Haupt neigte, mit den Worten: „Bon jour, ma fille!“ und weiter gezogen ward von den stämmigen Armen des Kammerdieners Francis de Langy's.

Als sie etwas weiter gekommen, beschleunigte Jean seinen Schritt; und sobald die Bäume sie gegen das Schloß hin deckten, setzte er sich in einen Trab, bis sie einen Platz ganz am Ende des Parks erreichten, wo ein Thor auf den Berg hinaus führte. An dieser Thüre erschien, etwas keuchend und außer Athem, kein andrer Mensch, als der alte Joseph selbst, den grauen Rock eines Mönchs im Arm; und aus dem Sessel sprang der vermeintliche Abbé Arnoux, und begann mit Blitzesschnelligkeit die Kleider abzuwerfen, in die er vermummt gewesen. So schnell er sie ablegte, so schnell legte der alte Joseph sie an, und Alles ward ausgeführt, ohne daß ein einziges Wort gewechselt worden wäre. Joseph stellte den Abbé täuschender vor, als der Graf zuvor; und Monsieur d'Artonne, nachdem er die Kapuze über den Kopf gezogen — wozu die Hitze eines Sommertages einen guten Vorwand an die Hand gab — konnte ganz gut für einen stämmigen Mönch gelten.

Herr und Diener standen und schauten einander einen Augenblick schweigend an, dann streckte der Gebieter die Hand aus, ergriff die des alten Joseph mit freundschaftlicher Wärme; und sagte: „Joseph, ich brauche Euch nicht erst

zu ermahnen, bei Eurer Gebieterin auszuharren, was auch eintrete. Sie kann der Gegenstand von Verfolgungen werden, wie auch mein Schicksal gewesen wäre, wenn ich geblieben wäre, weil —"

„Weil Ihr Eure Tochter einem ehrlichen Manne geben wollt und nicht einem Schurken," fuhr Jean Marais fort.

Der Graf fuhr auf, „woher wißt Ihr das?" rief er.

„Oh, gnädiger Herr, die Hälfte der Wahrheit der Welt beruht auf dem Errathen;" antwortete Jean Marais; „und man konnte des Intendanten Manöuvre leicht bemerken, trotz seiner ruhigen Miene. Aber wir dürfen nicht plaudern, mein Herr Graf; je eher Ihr zur Thüre hinaus kommt, desto besser."

„Gut, gut;" sagte der Graf; „nur vergeßt nicht, ich empfehle meiner Frau und meiner Tochter, nie den Entwürfen dieses Mannes sich zu fügen, mögen sie Folgen haben, welche sie wollen. Adieu, Jean Marais; vielleicht erlebe ich doch den Tag, Euch gebührend zu danken und zu lohnen. Inzwischen —"

„Pah! mein Herr Graf," rief Jean Marais; „Ihr habt mich in Freiheit gesetzt, ich setze Euch in Freiheit; die Rechnung ist ausgeglichen. Wenn wir uns das nächstemal begegnen, wollen wir eine neue beginnen. Aber ich bitte Euch, geht jetzt!" und das Thor aufreißend, wartete er, bis Monsieur d'Artonne hinaus gegangen war, und schloß es hinter ihm zu.

Der Graf wanderte zwei oder dreihundert Schritte weiter; dann klimmte er einen steilen Felsenabhang hinan,

und schaute von da zurück. Er konnte die Kamine und die hohen Dächer des Schlosses Artonne sehen, die Menge von Wetterfahnen, die sich im Wind drehten, und einen Theil des Fensters, welches dem Zimmer Licht gab, das er als Knabe inne gehabt. Es gibt Augenblicke und Umstände, wo alle Ereignisse unsres vergangenen Lebens, alle Gemüthsbewegungen, Gedanken, Hoffnungen und Befürchtungen wie Gespenster aus dem Grab der Vergangenheit aufsteigen und vor uns stehen, blaß und hager, aber deutlich und fast greifbar, eine Schaar von lange vergessenen, aber auf den Ruf der Erinnerung bald wieder erwachenden Wesen, deren jedes eine Stimme voll zärtlicher Schwermuth hat. Einen solchen Augenblick erlebte jetzt der Graf d'Artonne; vierzig Jahre gingen vor ihm vorüber, wie er da stand und hinaus schaute, mit ihren Freuden und Sorgen, ihren Erbitterungen und zärtlichen Gefühlen, den Spielen der Kindheit, der Kurzweil des Jünglings, der Liebe des Mannesalters und den schauernden Hoffnungen des Vaters, mit Worten und Mienen und Pfändern, die, so glaubte er, für immer dahin waren. Eine Thräne stieg in sein Auge; und sie weg blinzend, warf er mit einem Seufzer die Erinnerung hinter sich und schritt auf seinem Pfad weiter.

Mittlerweile nahm der alte Diener seinen Platz in dem Rollstuhl ein, und Jean Marais zog ihn wieder zurück bergabwärts. Sie machten vor dem Schloß Halt; und Beide schauten sich mit ziemlich lebhaften und besorgten Blicken um, zu sehen, ob keine Anzeichen von Unruhe und Verwirrung verriethen, daß des Grafen Flucht entdeckt

worden; Alles war ruhig und still; der Hatschier saß noch in dem Vorzimmer, Erbsen, eine um die andere, durch ein Seitenfenster einer Taube zuwerfend, welche auf den Scherz einzugehen schien, und auf den Fußspitzen, mit lang gerecktem Halse, da stand, einer weiteren Gabe harrend. Der vorgebliche Abbé schritt durch die Halle mit wirklich schwachen und wankenden Schritten; während Jean Marais ihm mit fester Hand die Treppen hinauf half, mit einer Art triumphirender Verachtung der Hatschiere, die er überlistet hatte. Um jedoch dem Gemälde den letzten vollendenden Anstrich zu geben, schritt er wieder in den Vorplatz herunter und schrie laut durch den untern Gang: „Joseph, Joseph! Wo ist der alte Kerl? Ich habe das Ding lang genug für ihn herum geschleppt; ich will es jetzt nicht auch noch um die Ställe herum ziehen. Joseph, Joseph!“

„Er kommt! er kommt!“ schrie Josephs Stimme von den hintern Treppen her, und er eilte durch den Gang. „Ihr solltet keinen solchen Lärm machen, Jean Marais, wenn meine Gebieterin so in Angst ist.“

Sie hätten Beide beinahe über die Posse gelacht, die sie aufführten; aber Joseph unterdrückte das Lächeln, nahm den Stuhl und zog ihn fort.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Julie d'Artonne und Francis de Langy ritten zuerst rasch und ungestüm ihres Weges, aber dann langsam und

ruhig, als sie sich der Hütte des Hugenotten auf ein paar Meilen genähert hatten, und wußten, daß sie nun einige Zeit warten mußten, ehe sie nur eine Muthmaßung wagen konnten, ob des Grafen Flucht bewerkstelligt worden oder nicht. Ihre Unterhaltnng war, wie der Schritt, in dem sie ritten, zuerst lebhaft und hastig, dann ruhig und gemäßigt; aber, Leser! sie war nicht traurig; es hätte mehr Jahre, mehr Erfahrung und mehr Herzensqual bedurft, um sie traurig zu stimmen; nicht nur die plötzliche Vereitlung von erwarteten Freuden, sondern die langsame, verzehrende Vereitlung aller der innigsten Wünsche des Herzens, die Täuschung der Zuversicht der Jugend, — des Vertrauens zu Freundschaft, Eifer, Ehre — der warmen Gefühle — der glänzenden Hoffnungen auf das Glück des sterblichen Lebens, auf Ruhe, Frieden — kurz all der Träume, woran der Mensch so leichtgläubig und thöricht diesseits des Grabes sein Herz hängt.

So tobte nun zwar ein Sturm um sie her; aber für das kühne Herz der unverzagten Jugend sind die Blitze nur das Feuerwerk des Himmels, die Donnerschläge nur die tiefen Baßnoten der gewaltigen Musik der Natur; und es liegt eine Lust — eine wilde, lebhafte, enthusiastische Lust darin, dem Gewitter entgegen zu treten und zu spielen mitten im Toben und Krachen der Elemente. Obgleich wir den Sonnenschein vorziehen mögen, können wir doch auch am Gewitter unsre Freude finden; denn die Jugend, die glückliche Jugend, ist die wahre Biene, die aus Allem Honig saugen kann.

„Ach, Francis!“ sagte Julie d'Artonne, als sie ihre Pferde in einen langsameren Schritt setzten; „welche Wechsel sind eingetreten, seit wir uns zuerst begegneten! Vor jenem Nachmittag war mir gewesen, als fließe mein Leben dahin, wie ein Sommermorgen; ich kann mich kaum erinnern, je eine Thräne vergossen oder eine Angst empfunden zu haben. Wir waren Alle so glücklich und ruhig; Tag um Tag ging ohne Störung vorüber, und ich glaubte, das ganze Daseyn müsse eben so seyn. Aber von jenem Zeitpunkt bis jetzt, ist kaum eine Stunde gewesen, die nicht etwas Neues gebracht hätte — die eine große Wonne, wie ich sie nie zuvor gekannt hatte, andere Schrecken, noch andere Angst.“

„Und würdet Ihr gerne wieder zurückgehen, Julie?“ fragte Francis de Langy; „wünschtet Ihr, daß die drei letzten Monate ausgethan werden könnten, und Ihr wieder das ruhige, glückliche Mädchen wäret, das Ihr waret, ehe ich hierher kam?“

„Oh, nein!“ rief Julie; „das kann ich nicht wünschen; obwohl ich es vielleicht sollte, mehr um Anderer, als um meinetwillen; aber doch könnte ich nicht mehr aller der Gefühle mich entschlagen, die ich jetzt habe, und wenn ich Alles wieder in den alten Zustand zu versetzen vermöchte, so bin ich gewiß, mein Gemüth würde einen Mangel, eine Sehnsucht nach Gedanken und Empfindungen spüren, welche jenen Zeiten fehlten. Ich weiß nicht, wie es kommt, Francis, aber ich sehe jetzt die meisten Sachen anders an; Alles, was ich sehe, Alles, was ich höre, scheint sich mir in einem andern Licht darzustellen, eben so wie Berge, Felsen, Bäume

ganz verschieden aussehen am Morgen, um Mittag und am Abend.“

„Ich fühle es auch, liebe Julie,“ versetzte Francis, ihr die Hand hin streckend, „ich fühle es auch, und das neue Licht ist Liebe; aber ich möchte dieß neue Licht nicht vertauschen, weder mit dem friedlichen Sonnenschein früherer Tage, noch mit dem glänzendsten Schimmer, den das Schicksal verleihen kann!“

Julie sah einen Augenblick zu Boden; und die Farbe ihrer Wange erhöhte sich. „Auch ich nicht,“ flüsterte sie leise, „auch ich nicht; und doch, Francis! viele entsetzliche Wechsel sind auch eingetreten! Ich bin gespannt, was nun kommen wird!“

„Ich bin unbesorgt,“ versetzte Francis de Langy, „wenn nur Du mein bist, und ich immer bei Dir bin, Dich zu schützen, zu hegen, zu unterstützen, so kann ich nicht glauben, daß es irgend eine Lage im Leben geben sollte, welche nicht für uns ihr Glück hätte. In Wahrheit, Julie, in Wahrheit, es scheint mir eine ganz eigene Art von Befriedigung, die ich mir selbst nicht zu erklären vermag, darin zu liegen, daß ich Gelegenheit habe, Dich so innig, wie ich thue, zu lieben unter Gefahren und Bedrängnissen und Aengsten. Als ich glaubte, ich werde Euch verlieren, da war in der That Alles um mich her dunkel und schrecklich; aber jetzt, da Du mein bist, gewiß mein, scheint mir dieser Segen doppelt süß durch seinen Contrast mit Allem, was sonst um uns her vorgeht. Komme, was da will, unsre gegenseitige Liebe wird uns vor solchem Kummer schützen,

wie ihn Andere fühlen, und aus den uns umgebenden Schwierigkeiten und Gefahren werden wir Stoff des Glückes sammeln; wie ich meinen Oheim habe sagen hören, daß die Bewohner der eisigen Zone ihre warmen Hütten dem kalten Wintersturm dadurch unzugänglich machen, daß sie sie mit dem Schnee selbst bedecken."

So argumentirt die Jugend; ja, Leser, und sie hat auch Recht; denn Wer weiß, was es heißt, innig und wahrhaft zu lieben, wird sich erinnern, daß unter dem Druck von Kummer und Sorgen — den Jeder, mehr oder weniger, zu fühlen bestimmt ist, die zärtliche und ächte Neigung mit reinerem Glanze geleuchtet hat inmitten des sie umgebenden Dunkels. Allen gewöhnlichen Steinen geben wir eine schimmernde Unterlage; den Diamant setzen wir auf eine schwarze Folie; die leichteren Neigungen mögen mit erborgten Strahlen im Schimmer des Glücks glänzen; ächte Liebe, das glühende Feuer des Lebens, strahlt am hellsten in der finstersten Nacht. Auch Julie fühlte dieß; und mit solchen Worten, solchen Aussichten in die Zukunft, Eines am Andern sich stärkend und kräftigend, ritten sie weiter, bis sie endlich den verabredeten Ort des Zusammentreffens erreichten, und hier abstiegen, um die Ankunft des Grafen zu erwarten. Sie waren allerdings etwas verlegen, ob sie sich der Hütte nähern sollten oder nicht; denn Francis de Langy fürchtete, das Geheimniß von der Flucht des Grafen und der von ihm eingeschlagenen Richtung gegenüber von irgend Jemand zu gefährden; und er spürte Neigung in sich, am Ende des kleinen Teiches zu warten, wo der Graf sein

Pferd besteigen könne, ohne förmlich erkannt zu werden. Aber Jean Marais' Warnung, in keiner Weise von dem besprochenen Plan abzuweichen, fiel ihm wieder ein, und er war einigermaßen im Zweifel, wie er handeln solle, als die Sache gewissermaßen für ihn entschieden wurde dadurch, daß der alte Bauer, Antoine Bure, aus seinem Hause kam und ihnen entgegen schritt.

„Guten Morgen," sagte der Pächter in ernstem Tone; „guten Morgen, Mademoiselle! Thätet Ihr nicht besser, die Pferde in meinem Kühschuppen einzustellen?"

Julie sah Francis de Langy an; und nach einem augenblicklichen Bedenken erwiederte Dieser: „Ich denke, wir wollen es thun; aber wir wollen sie nicht abgesattelt und ausgezäumt haben, denn wir wollen bald weiter."

„Ich sollte ihnen aber doch lieber ein Wenig Korn geben," erwiederte der alte Mann in eigenthümlichem Tone, „oder etwas schwarzes Brod; sie werden dann nachher desto frischer seyn."

„Oh, sie werden es nicht brauchen, glaube ich," versetzte Francis de Langy mit gleichgültiger Miene; „ihr Tagewerk wird nicht allzu hart mehr seyn."

„Vielleicht doch, gnädiger Herr," erwiederte der Mann; „wenn wir zu einem Ritt aufs Pferd steigen, können wir nie vorher sagen, wie weit die Reise gehen mag. Mein Sohn war vorige Nacht im Schloß drunten," fuhr er fort, „und ich vernahm mit Leidwesen die Neuigkeiten von dort."

Francis de Langy vermuthete aus diesen Worten, daß Jean Marais den Antoine Bure ins Vertrauen gezogen;

aber die Vorfälle der letzten paar Tage hatten ihn Vorsicht gelehrt; und ehe er sich weiter ins Gespräch über sein jetziges Vorhaben einließ, fragte er: „Wann war Euer Sohn dort?"

„Um drei Uhr ungefähr," antwortete der Hugenotte, und da dieß lange vorher war, ehe Jean Marais seinen Plan hergestellt hatte, sah Francis, daß seine Vermuthung ungegründet seyn müsse.

Die nächste Rede des alten Bauern jedoch befremdete ihn noch mehr. „Wenn Ihr und Mademoiselle," sagte er, „zwei von unsern Ruthen und Angelschnüren nehmen wollt, so könnt Ihr leicht im See einige schöne Forellen fangen. Wenn Leute vorbei kommen, so werden sie sich daran nicht stoßen; und von dem andern Ende, dort, könnt Ihr das Thal hinab sehen. Dann, wenn Ihr glaubt, eines oder beide Pferde nöthig zu haben, haltet Eure Hand so in die Höhe, und ich will ihnen im Augenblick das Gebiß ins Maul legen. Inzwischen aber laßt sie fressen."

„Nur eines wird man so in Eile nöthig haben," versetzte Francis de Langy, der jetzt deutlich sah, daß, aus welcher Quelle auch die Vermuthungen des Mannes entspringen mochten, es vergebliche Mühe seyn würde, ihn täuschen zu wollen, auch nur bis zur Ankunft des Grafen. Daher übergab er ihm die Zügel der Pferde, und ihm in den Stall folgend, fand er dort außer dem Joch Ochsen, womit er pflügte, ein ziemlich gutes Landpferd, klein, aber stark.

Die Angelschnüre, und zwei lange, weiße Stäbe, welche als Ruthen dienten, wurden eilig aus dem Hause ge-

holt; und nach dem entfernten Ende des Sees sich begebend, warf Francis die Angelhaken ohne Köder ins Wasser und begann mit Julie seine Wache. Diese Beschäftigung lenkte natürlich ihr Gespräch auf das Schicksal und die Aussichten des Grafen für die Zukunft.

„Wie werden wir von ihm hören? wie sollen wir ihn sehen in künftigen Zeiten?“ sagte Julie, als sie einige Augenblicke von der Sache gesprochen hatten.

„Er wird Mittel finden, hoffe ich,“ versetzte Francis de Langy. „Er wird immer Mittel und Wege finden, von Euch zu hören, oder sich mit Euch in Verbindung zu setzen; obwohl natürlich für eine Zeitlang sein Aufenthaltsort geheim gehalten werden muß. Indessen, liebe Julie, ich hoffe, seine Abwesenheit wird nicht lange dauern, denn er scheint voll Zuversicht, Begnadigung vom König zu erlangen.“

Julie schüttelte traurig den Kopf. „Bei mir schien er diese Zuversicht nicht zu haben, Francis,“ versetzte sie; „er dachte nach England zu gehen, und sprach davon, daß wir ihm dahin folgen sollten.“

„Gut,“ erwiederte Francis de Langy; „ein Land ist für uns so gut wie das andere, Julie. Obgleich England ein langweiliges und trauriges Land ist, und Wenig von der reinen Luft und dem glänzenden Sonnenschein unsres theuern Frankreichs hat, habe ich doch meinen Oheim sagen hören, daß sich unter dem Volke dort viel Gutes finde; und wo Ihr seyd, da wird für mich überall Sonnenschein seyn.“

„Und könnt Ihr Euch dazu verstehen, Euer Vaterland zu verlassen, um meinetwillen, Francis?“ fragte Julie. — „Und was werden Eure Eltern dazu sagen?“

Francis schüttelte den Kopf mit einem trüben Lächeln. „Ihr vergeßt, Julie,“ antwortete er, „daß man mir alle Eltern abspricht; denn man will mir diejenigen rauben, die ich immer als Solche betrachtet habe, und ich werde nie andere anerkennen. — Es ist sonderbar, Julie, daß an Einem Tage solches Mißgeschick Euch und mich treffen muß!“

„Ich hoffe, das zeigt an, daß wir bestimmt sind, einander zu trösten, Francis!“ versetzte Julie d'Artonne. „Aber scheint Euch nicht auch, mein Vater komme lange nicht?“

„Oh, nein!“ rief Francis de Langy; „Ihr müßt bedenken, wir verließen das Schloß vor ihm, und ritten zum Theil sehr scharf.“

Wieder eine halbe Stunde verstrich und noch immer erschien der Graf nicht; noch eine, und jetzt fing auch Francis de Langy an unruhig zu werden. Nach Ablauf von zwei Stunden wollten er und Julie schon beinahe ganz verzweifeln. Endlich jedoch sahen sie Etwas am Berge hin sich bewegen, hoch oben, gerade wo der grüne Rasen von zerborstenen Felsen unterbrochen wurde. Es war das erste menschliche Wesen, den alten Hugenotten ausgenommen, der ein paar Mal zum Stall heraus geschaut hatte, das sie erblickten, seit sie hier Wache hielten.

„Was ist das?“ fragte Julie, darauf hindeutend.

„Ich habe es seit einiger Zeit bemerkt,“ sagte Fran-

cis; „ich glaube es ist ein Mann, aber doch — Es sind zwei Männer, glaube ich.“

„Ja, ja,“ rief Julie, „es sind zwei Männer. Seht, Einer von ihnen kommt theilweise den Berg herunter. Es kann nicht mein Vater seyn, der würde allein kommen.“

Wie sie sprach, stieg Einer der Männer ungefähr hundert Schritte herab; dann blieb er stehen und sah sich rings um. Im Augenblick darauf schien er ein Zeichen zu geben und der Andere folgte ihm. Nachdem sie eine kurze Zeit Halt gemacht, begann die Person, welche zuerst oben geblieben war, herabzusteigen; und Francis de Langy, nachdem er noch eine Weile hingeschaut hatte, sagte: „Es muß Euer Vater seyn, Julie; er kommt so vorsichtig.“ Bei diesen Worten gab er dem alten Hugenotten das Zeichen, das Pferd aufzuzäumen.

„Er sieht meinem Vater nicht gleich,“ bemerkte Julie, die Gestalt beobachtend, wie sie auf den Pfad herabstieg.

„Wahrscheinlich ist er verkleidet,“ versetzte ihr Geliebter; „denn in der Nachbarschaft des Parks mußte er wahrscheinlich Leuten begegnen, die ihn erkennen konnten. Dieser sieht wie ein Mönch aus; aber doch glaube ich, werdet Ihr finden, es ist der Graf. Seht, er kommt gerade auf uns zu!“

Mit raschen Schritten näherte sich der vorgebliche Mönch, aber immer noch getraute sich Julie nicht, den Gefühlen ihres Herzens sich zu überlassen. Im Augenblick darauf jedoch schob er die Kapuze von seinem Kopf zurück; und jetzt sprang sie vor, warf sich an ihres Vaters Brust und weinte mit erleichtertem Herzen. Der Graf preßte sie

in seine Arme und einen Augenblick überließ auch er sich seiner Gemüthsbewegung, und ihre Thränen vermischten sich.

„Kommt, mein theurer Herr,“ sagte Francis de Langy, die Hand fassend, die ihm der Graf entgegenstreckte; „Ich kann Euch nicht für gerettet halten, bis ich Euch auf dem Rücken Eures Pferdes sehe.“

„Ja, ja!“ rief Julie, ihn aus ihren Armen loslassend und an der Hand weiter führend.

„Dank Euch, Francis, Dank Euch,“ versetzte der Graf mit Wärme, indem sie mit eiligen Schritten weiter wanderten; „das Unglück, sagt man, erprobt unsre Freunde. Oh! möge ich immer so Viele rein und glänzend diese Probe bestehen sehen, wie heute! Ein junger Mann auf dem Berge dort,“ fuhr er fort, „der auf mich wartete, wie es scheint, obwohl ich nicht weiß, auf Wessen Befehl, hat mich aus der größten Gefahr gerettet, die mir noch begegnete, und mich auf einem Umweg hieher geführt, um nicht einer Truppe der Maréchaussée zu begegnen, welche einige Räuber nach Clermont transportirt. — Nur einmal hinaus aus diesen dunkeln Bergen,“ fuhr er fort, zu den Gebirgen vor ihm emporschauend, „so bin ich sicher.“

„Ihr dürft keine Zeit verlieren,“ sagte Francis de Langy. „Um zwei Uhr soll der Intendant im Schloß eintreffen; es ist jetzt Punkt ein Uhr; Eure Abwesenheit wird augenblicklich entdeckt werden, und unverzügliche Verfolgung eintreten.“

„Schnell, schnell, mein theurer Vater!“ schrie Julie; „seht, der alte Mann bringt das Pferd herbei.“

„Ich glaube, man darf ihm vertrauen,“ bemerkte Francis de Langy; „aber jedenfalls hatten wir keine Wahl, denn er schien von der ganzen Sache vorher schon unterrichtet, und darauf gefaßt uns beizustehen.“

„Ihr könnt ihm vertrauen, Ihr könnt ihm vertrauen,“ versetzte der Graf; „ich habe seiner Ehrlichkeit und Treue das höchste Lob ertheilen hören, was der Grund war, warum ich seine Familie in Schutz nahm, als die Bigotten drunten in Riom sie wegen ihrer Religion verfolgten. Wie er von meiner Flucht gehört hat, weiß ich nicht, denn Jean Marais äußerte Nichts, daß er ihm davon gesagt habe; und doch sagte der junge Mann, sein Vater habe ihn ausgeschickt, mich zu erwarten. Guten Morgen, mein guter Freund!“ fuhr er fort, den alten Antoine Bure anredend, „und vielen Dank für Eure Hülfe. Ihr habt Eure Weisungen aufs freundlichste ausgeführt.“

„Niemand hat mir Weisungen gegeben, als mein eignes Herz,“ versetzte der alte Mann. „Gott schütze Euch, gnädiger Herr, steigt schnell zu Pferde, und fort! Ueber kurz oder lang will ich Euch sagen, wie ich hinter dieß Alles gekommen. Aber wollt Ihr in dem Mönchsgewand reiten, edler Graf?“

„Ich habe keinen Hut bei mir,“ sagte der Graf, „sonst würde ich es ablegen.“

„Ich habe einen Hut,“ antwortete der Alte, „aber er würde nicht für Euch passen. Doch halt, jetzt besinne ich mich, ich habe ein baskisches berret. Viele Edelleute im Süden tragen es.“

„Holt es, holt es schnell!“ schrie der Graf; und während er weg war, warf der Graf d'Artonne das Mönchskleid ab und zeigte sich in einem braunen Habit, mit einem kurzen Reitschwert an der Seite.

„Ich muß Euch mit diesem hier belasten, mein theurer Herr,“ sagte Francis de Langy, die Säcke mit Louisd'or hervorholend, die er mitgenommen hatte.

„Dank, Dank, lieber Francis!“ versetzte Monsieur d'Artonne; „dieß, recht gebraucht, thut so gute Dienste als der unsichtbar machende Mantel des Mährchens. Unter dem Schutz von diesem werde ich ungesehen durch manchen gefährlichen Ort kommen. — Ha, da ist das berret; aber doch will ich das Mönchsgewand mitnehmen, für einen Nothfall;“ und es zusammenrollend packte er es hinter dem Sattel auf.

Dann drückte er wieder Julien einen Augenblick an sein Herz und flüsterte ihr einige Worte ins Ohr; worauf er ihre Hand in die Francis de Langy's legte, und sagte: „Ich gebe Dich ihm! Du bist sein Weib! Merkt auf, Antoine Bure, und seyd dessen eingedenk für einen Nothfall: ich habe sie ihm zum Weib gegeben! Lebt wohl, mein Freund!“ und er bot dem alten Manne die Hand hin.

Der Hugenotte ergriff und küßte sie, und rief: „Gott segne Euch, edler Herr, für Alles, was Ihr für mich und die Meinigen gethan habt! Vielleicht kann ich noch einmal Mehr für Euch thun!“

Der Graf sprang auf sein Pferd, winkte Julien mit der Hand zu, und ritt fort den Bergpfad hinan, während seine Tochter ihm nachstarrte, bis die wilde, gebirgige Land-

schaft ihn ihrem Auge entzog; und dann, ihr Haupt auf des Geliebten Schulter lehnend, ließ sie ihren Thränen freien Lauf. Der alte Bauer stand schweigend daneben, bis sie ihr Haupt erhob und die Tropfen wieder wegwischte; dann aber sprach er freundlich zu ihr und sagte: „Kommt herein und ruht, Mademoiselle; Ihr habt Stärkung nöthig.“

„Wir thäten, glaub' ich, besser, so schnell als möglich heim zu eilen,“ versetzte Julie, Francis de Langy ansehend. „Aber wie wollt Ihr zurückkommen, Francis? Ihr habt kein Pferd!“

„Hier steht ihm eines zu Diensten,“ rief der alte Mann; „er kann es zurückschicken, wenn alle Nachforschungen vorüber sind. Ich werde es nicht vermissen. Guter Gott, ich könnte meiner Lebtage zu Fuß mich hinschleppen, um dem Grafen zu dienen!“

„Oh! Dank Euch, Dank Euch!“ rief Julie, deren Herz solche Kundgebungen der Anhänglichkeit zehnfach wohl thaten in einem solchen Augenblick, wo das Mißgeschick ihres Vaters Haupt umschwebte, und er vor einer schwarzen, schrecklichen Anklage floh.

Francis de Langy nahm mit Freuden des alten Mannes Anerbieten an; Julie wusch sich die Augen in dem See; das Pferd ward nach wenigen Minuten herausgeführt, und einen Umweg einschlagend, so daß sie von einer ganz andern Seite der Gegend her zu kommen schienen, kehrten die beiden Liebenden nach dem Schloß Artonne zurück, das sie erreichten, ehe der Intendant angekommen war. Alles war still und ruhig, und es war jetzt unverkennbar, daß die Flucht des

Grafen gesichert war. Julie eilte zu ihrer Mutter, und Francis de Langy, nachdem er die Pferde dem sie erwartenden Jean Marais übergeben, zu dem Abbé Arnour, den er ruhig lesend fand, Nichts wissend von Allem, was vorgefallen, die Verhaftung des Grafen ausgenommen, welche den guten alten Mann höchlich entsetzt haben würde, hätte er nicht in der Arglosigkeit seines Herzens die Anschuldigung als etwas so ganz Lächerliches angesehen, daß er die Maßregel der Einsperrung des Monsieur d'Artonne in seinem Zimmer lediglich als eine gesetzliche Form ansah, die bald wieder außer Wirksamkeit gesetzt werden würde.

Ueber die Lage Francis de Langy's hatte er allerdings mit dem ihm eigenen, ruhigen Ernst nachgesonnen; und das Gespräch allmälig auf diesen Gegenstand lenkend, wollte er eben auf eine ausführliche Darlegung seiner Schlüsse, und der Gründe, auf welche sie gebaut waren, eingehen, als das Rasseln von Rädern und der Laut von redenden Stimmen des jungen Edelmannes Ohr traf, und ihm anzeigte, daß der Intendant angekommen. Man kann sich leicht denken, daß die ganze Aufmerksamkeit Francis de Langy's sich jetzt nach einer andern Seite hin richtete, und daß er gespannt auf jeden Laut im Schloß lauschte. Der Abbé fuhr fort zu sprechen, aber sein junger Gesellschafter verstand keinen Satz, den er vorbrachte, bis man endlich die Stimme des Intendanten oben auf der Treppe laut schreien, und andre Stimmen von unten antworten hörte. Etwa zehn Minuten lang trat dann eine Stille ein, und dann wurde die Thüre von des Abbé's Zimmer aufgerissen, und herein trat Marie,

das Kammermädchen der Gräfin, die, mit einem Gesicht blaß wie der Tod, Francis de Langy bat, in den Salon hinabzugehen, und mit bedeutungsvollem Ton hinzusetzte: „Der Graf ist entflohen, gnädiger Herr, und der Intendant droht der gnädigen Frau auf die gewaltsamste Weise.“

Francis de Langy zögerte nicht so lang um erst weitere Fragen zu thun, sondern sprang die Treppen hinunter und begab sich sogleich nach dem ihm bezeichneten Zimmer. Er traf drei oder vier Hatschiere am Eingang desselben, aber er schritt unaufgehalten durch sie hindurch, riß die Thüre auf, und sah eine Scene, welche das junge, ungestüme Blut in seinen Adern sieden machte.

Die Gräfin stand da, auf ihre Tochter sich lehnend, mit einem Gesicht weiß wie Asche und vor Aufregung am ganzen Leibe zitternd. Julie schien ruhiger und fester, war aber doch auch sichtlich erschrocken und bekümmert, während der Intendant, sein gewöhnliches kaltes, gleichgültiges, ruhiges Wesen und Aussehen ganz ablegend, zu Beiden in einem Tone sprach, wie ihn ein Mann nie gegen Frauen annehmen sollte, mit erhobener Hand und flammendem Auge, als wolle er sie schlagen.

„Ich bestehe darauf, daß Ihr antwortet, Madame!“ schrie er. „Wo ist er? Wohin ist er gegangen? Wenn Ihr mir nicht augenblicklich antwortet, schicke ich Euch in das gemeine Gefängniß in Clermont und werfe Euch unter Missethäter!“

Francis de Langy hörte, wie er eintrat, gerade noch diese Worte; und auf den Intendanten zu schreitend mit ei-

nem eben so hochmüthigen und finstern Gesicht, als dieser zeigte, rief er: „Schweigt, Herr! und in Zukunft führt eine andere Sprache gegen diese Damen, oder ich werde Euch auf der Stelle züchtigen! Wie erfrecht Ihr Euch, ein jämmerlicher Maître de requêtes, wie erfrecht Ihr Euch, eine solche Sprache gegen die Gräfin d'Artonne zu führen? Ihr dürftet, bei Eurem Kopf, nicht thun, was Ihr droht, möchte ihr Vergehen seyn welches es wolle. — Was gibt es denn, Madame d'Artonne?" fuhr er fort, sich fassend; während der Intendant ihn mit dem grenzenlosesten Erstaunen anstarrte, da er nimmermehr glaubte, daß er einen so hohen Ton annehmen würde, wenn er nicht einer mächtigen Hülfe gewiß wäre. Bei den Worten jedoch: „Was gibt es denn?" gewann der Intendant durch eine große Anstrengung seine Ruhe, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, wieder, obgleich seine Wange noch immer flammte, und seine Augenlieder lebhaft zuckten.

„Was es gibt!" schrie er mit einem verächtlichen Blick. „So wollt Ihr mir wohl, Herr, zu verstehen geben, daß Ihr Nichts von des Grafen Flucht wisset?"

„Der Graf ist entflohen?" sagte Francis de Langy. „Es freut mich sehr, das zu hören! Ohne Zweifel ist er zu diesem Schritt getrieben worden durch solche Gewaltthätigkeiten und unverantwortliche Drohungen, wie wir davon eben jetzt Zeugen gewesen sind. Dieß soll dem König berichtet werden durch Monsieur de St. Medard, der jetzt in seiner Nähe ist, und wir wollen sehen, ob unser großer Monarch

eine solche Handlungsweise an Einem seiner Beamten duldet."

„Ich gebrauchte keine Drohungen, Herr," versetzte der Intendant, dem es in seiner Lage nicht ganz wohl war. „Warum sollte ich Drohungen gebrauchen gegen den Grafen d'Artonne — gegen diese Damen, — wenn ich mit ganz genügender Macht bekleidet bin für alle Zwecke der Gerechtigkeit?"

„Ich weiß in Wahrheit auch nicht, warum, Herr!" antwortete Francis de Langy; „Ihr mögt geheime Beweggründe haben, wovon ich Nichts weiß; ich war nicht zugegen bei Eurer letzten Unterredung mit dem Grafen d'Artonne; aber ich habe Euch Drohungen gebrauchen hören gegen diese Damen, und zwar in einer plumpen und unedelmännischen Sprache."

„Nein, Herr, nein!" schrie der Intendant. „Ich erklärte ihnen nur die Folgen ihrer Handlungsweise; ich belehrte sie nur, was geschehen werde, wenn sie sich weigerten zu sagen, wo der Graf versteckt, oder wohin er gegangen sey. Ich stelle ihnen jetzt dieselbe Frage; ich stelle sie an Euch, Herr, — denn ohne Zweifel habt Ihr an Euerm Theile auch mitgeholfen zu dem Entkommen des Grafen aus dem Zimmer, worin er eingesperrt war. — Ich frage Euch Alle, wo ist er versteckt, oder wohin ist er entflohen?"

„Wenn sie es Euch sagen können," versetzte Francis de Langy, „so ist es Mehr, als ich kann. Ich weiß nicht im Mindesten, wo er versteckt, oder wohin er geflohen ist. Das

kann ich in diesem Augenblick mit gutem Gewissen beschwören. Wißt Ihr es, Madame d'Artonne?"

„Nein, wahrhaftig!" sagte die Gräfin. „Ich will nicht behaupten, daß ich von seiner Absicht, zu entfliehen, Nichts gewußt habe, denn er sprach mit mir davon; aber ich half ihm nicht einmal entfernt zu seiner Flucht, und habe nicht die leiseste Ahnung, wo er ist."

„Nun, aber wie entfloh er?" fragte der Intendant, sein Auge finster auf sie heftend. „Das wenigstens müßt Ihr wissen."

„Ha, Ihr selbst habt es mir gesagt, Herr," versetzte die Gräfin, „daß er eine Diele zwischen seinem und dem anstoßenden Zimmer durchsägt habe! Habt Ihr nicht gesagt, Ihr habet die kleine Säge auf dem Tisch gefunden?"

Der Intendant sann eine Weile nach; und da er das Unpolitische der Heftigkeit einsah, der er sich in zwanzig Jahren vielleicht zum ersten Mal überlassen hatte, wandte er sich gegen Julie und fragte sie in sanfterem Tone: „Und Ihr, Mademoiselle d'Artonne, wißt Ihr es?"

„Nein, wahrhaftig," antwortete Julie; „mir ist ganz unbekannt, wohin er sich zu wenden beabsichtigt. Glaubt mir, Herr, wenn ich es wüßte, ich würde es nicht läugnen. Ich würde mich allenfalls weigern, Euch zu sagen wohin, aber die Thatsache würde ich anerkennen."

„Es ist unmöglich, Euch des Mangels an Aufrichtigkeit fähig zu halten, Mademoiselle," versetzte der Intendant, sich tief verbeugend; „und wenn ich in der Gereiztheit über einen Vorfall, für welchen ich verantwortlich werde gemacht

werden, ein rauhes oder übereiltes Wort gesprochen habe, so thut es mir äußerst leid. Man muß es an einem Manne von lebhaftem und hastigem Temperament, wie das meinige, entschuldigen."

Francis de Langy konnte sich kaum des Lächelns erwehren, als er den Intendanten sich eine Gemüthsart zuschreiben hörte, die, wie er wähnte, das gerade Gegentheil von seiner wirklichen war; aber in den Worten des Beamten war mehr Wahrheit, als der junge Edelmann glaubte. Er war von Natur heftig und ungestüm in vielen seiner Leidenschaften, und die äußere Kälte, worunter er sie verbarg, war die Frucht vollendeter Kunst.

Nach einer kurzen Pause — denn weder Julie noch Madame d'Artonne gaben eine Antwort — fuhr der Intendant fort: „Nachdem ich hiemit gut gemacht, was ich etwa mag Uebereiltes gesagt oder gethan haben, muß ich Maßregeln treffen, meine Pflicht in einer Weise zu erfüllen, die Euch, fürchte ich, streng bedünken dürfte. Ihr Alle versichert mich aufs Feierlichste, daß Ihr nicht wißt, wo der Graf d'Artonne jetzt sey. Ist es nicht so?"

„Ganz gewiß!" versetzte die Gräfin; und ihre Tochter und Francis de Langy gaben dieselbe Antwort.

„Unter diesen Umständen," fuhr der Intendant fort, „ist es nicht wahrscheinlich, daß der Graf d'Artonne es lange wird anstehen lassen, sich in Verbindung mit seiner Familie zu setzen; und demzufolge werde ich mich genöthigt sehen, sein Haus mit Wachen zu besetzen, und alle Bewohner desselben unter die Aufsicht der Polizei zu stellen."

„Wollt Ihr damit sagen,“ fragte Madame d'Artonne, „daß wir hier als Gefangene gehalten, und frische Luft und Bewegung im Freien uns entzogen werden solle?“

„Oh, nein!“ antwortete der Intendant, „ferne sey von mir ein solcher Mangel an Höflichkeit. Ich werde binnen zwei Stunden hinlängliche Hatschiere hieher schicken, daß jedes Individuum, welches auszugehen Lust hat, eine Begleitung haben kann. Dieß ist eine nothwendige, unerläßliche Vorsichtsmaßregel.“

„Aber, Herr,“ sagte Francis de Langy, „soll ich das so verstehen, daß ich, wenn ich nach Paris entboten werde, was ich jeden Tag als möglich erwarte, da eine große Veränderung in meinen Verhältnissen eingetreten ist, soll ich es so verstehen, frage ich, daß ich hier in Auvergne zurückgehalten werden solle? Denn wenn es so ist, so thäte ich am besten, sofort an Monsieur de St. Medard zu schreiben, um ihm meine Lage zu berichten.“

Der Intendant schwieg und betrachtete den jungen Edelmann von Kopf zu Fuß mit einem Blick kalter und etwas verächtlicher Aufmerksamkeit. Er hätte ihn gern hier behalten, in der Hoffnung, einen Verkehr zwischen ihm und dem Grafen d'Artonne zu entdecken, der ihm einen guten Vorwand geben sollte, sich an ihm wegen seiner unwillkommenen Einmischung zu rächen. Aber der Ehrenmann von Beamte war, bei seinen besondern, persönlichen Absichten, wenig geneigt, Francis de Langy in demselben Hause mit Julie d'Artonne zurückzuhalten; und genöthigt, den einen Zweck dem andern aufzuopfern, entsagte er der Rache, in der

Hoffnung, es könne sich schon noch eine andere Gelegenheit dazu darbieten, wo keine wichtigere Rücksicht ihrer wirklichen Befriedigung in den Weg treten würde.

Demgemäß antwortete er endlich: „Nein, Herr, es ist keineswegs meine Absicht, mich weiter in Euer Thun und Lassen zu mischen, als daß ich, wie zu thun meine gemessene Pflicht ist, gegen jede Vereitlung der Zwecke der Gerechtigkeit Vorkehrungen treffe. Solltet Ihr es daher für nöthig erachten, von hier nach Paris abzureisen, was, in Betracht der Abwesenheit des Monsieur d'Artonne, vielleicht das Klügste und der Schicklichkeit Gemäßeste seyn dürfte, — so steht Euch frei, dieß zu thun, nur müßt Ihr mir die Ehre anthun, bis an die Grenzen dieses Bezirks einen Hatschier mit Euch zu nehmen."

„Dagegen kann ich Nichts einwenden," versetzte Francis de Langy lächelnd. „Meine Abreise wird gänzlich abhängen von den Briefen, die ich von Paris erhalte; denn was die Rücksichten der Schicklichkeit anlangt, wovon Ihr sprecht, so denke ich, Herr, Ihr verbindet mit Euern andern Titeln als Intendant der Justiz, der Polizei und der Finanzen nicht auch noch den eines Intendanten der Schicklichkeit."

Er sprach dieß mit Hohn, denn in seiner Brust regte sich ein bitteres und zorniges Gefühl gegen den Intendanten, — nicht so sehr wegen seines Benehmens gegen Julie d'Artonne und ihre Mutter, als weil er seine Absichten auf seine Geliebte erkannt hatte, wodurch sich der brennende Haß der Nebenbuhlerschaft zu so vielen andern Empfindungen gesellte.

Als er gesprochen hatte, wandte er sich zum Fenster, und machte gegen Madame d'Artonne eine Bemerkung über das Wetter in gleichgültigem Tone, wodurch vielleicht Mancher in der Stellung des Intendanten erbittert worden wäre, was aber auf ihn wenig Eindruck zu machen schien. Die Gräfin und Julie jedoch konnten ihre Gemüthsbewegungen nicht so bemeistern, oder die Erinnerung an das was vorgegangen war, so verbannen, daß sie denselben leichten und unbefangenen Ton hätten annehmen können, wie ihr Gesellschafter; und so lange der Intendant blieb — etwa noch eine halbe Stunde — blieben sie beständig schweigsam und ernst, und beobachteten sein Aus- und Eingehen im Zimmer mit Beklemmung und Bangigkeit.

Mittlerweile war der Beamte mit den von ihm mitgebrachten Agenten lebhaft beschäftigt; das ganze Schloß wurde durchsucht, viele von der Dienerschaft scharf verhört, Hatschiere zu Pferd abgeschickt, um die Gegend ringsum zu durchsuchen, und die drei im Hause aufgestellt gewesenen einem strengen Verhör unterworfen. Auch die Geschichte mit Peter Neri wurde der Gegenstand einer kurzen Untersuchung, was vielleicht am ehesten einen Verdacht auf Jean Marais hätte werfen können; aber die Wachen erzählten die Sache in ihrer Art; und der von Peter Neri Verwundete äußerte, in seiner Erbitterung gegen den Kammerdiener, sogar einen Argwohn, ob er nicht seinem Gebieter zur Flucht behülflich gewesen, und ihm die kleine stählerne Säge geliefert habe, die man auf dem Tisch gefunden. „Sonst," fragte er,

„warum hätte er mit mir Händel anfangen sollen, der ich ihn doch nicht beleidigt hatte?“

Der Intendant sann nach; und am Ende befahl er, den Kammerdiener nach Riom zu bringen, wohin er ihm bald selbst nachfolgte.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Früh am folgenden Morgen kam das gewöhnliche Packet Briefe von Riom an. Sie waren alle geöffnet worden, denn es war damals eine Zeit, wo — obgleich die Leute zu murren anfingen unter dem Druck eines alten und abgenützten Systems, und ein wohlwollender und großmüthiger Monarch beständig, obwohl langsam, die Institutionen seines Landes zu bessern suchte — Privatrechte noch wenig geachtet wurden; und das französische Postamt zeigte beinahe so wenig Treu und Glauben, als es manchmal seit einer Revolution bewährte, die dem Volke politische Freiheit gab, aber es ganz und gar ohne die Bedingungen der persönlichen Freiheit ließ. Einige dieser Briefe waren an den Grafen d'Artonne adressirt; einer an die Gräfin, von einem heitern Freund in der Hauptstadt, voll Scherz und Munterkeit. — Oh, wie rauh und schmerzlich berührt die Fröhlichkeit, woran wir sonst unsere Freude hatten, das Ohr in der Zeit des Kummers und der Angst! Auch war einer da für Francis de Langy, von der Handschrift des Vicomte de St. Medard; und da derselbe Alles gedrängter enthielt,

als wir die darin enthaltenen Nachrichten vorzutragen wüßten, wollen wir ihn seinem ganzen Umfang nach mittheilen.

„Mein lieber Francis,“ so schrieb der Vicomte — „zu der unangenehmen Nachricht, die ich Euch vor zwei Tagen mitzutheilen hatte, muß ich jetzt eine neue Zeitung hinzufügen, die Euch, wie ich unumwunden gestehen will, auch nur schmerzlich seyn kann. Ich stehe im Begriff, Frankreich zu verlassen, wahrscheinlich auf zwei Jahre, um auf das Verlangeu des Königs das Kommando in Pondichery zu übernehmen. Ich wünschte es zu vermeiden, denn ich bin ein alter Mann jetzt, und habe andere Zwecke vor mir; aber mein Fürst hat meine Dienste in Anspruch genommen und ich gehorche. Vielleicht kehre ich zurück, vielleicht nicht, und demgemäß bin ich sehr beschäftigt, um für jeden Fall meine Vorkehrungen zu treffen. Meine erste Sorge ist gewesen, Dich mein lieber Junge, so weit es in meiner Macht steht, sicher zu stellen gegen noch ärgern Glückswechsel, als Du hast schon erfahren müssen. Ich habe Befehl gegeben, die feierlichste und förmlichste Adoptionsurkunde aufzusetzen, welche mit der längst gegebenen und jetzt erneuerten Einwilligung des Königs, Dir meine Besitzungen und Titel überträgt, ich mag lebend zurückkehren oder nicht, und die Untersuchung wegen Deiner Geburt mag so ausfallen, wie ich es wünschen muß, oder, so wie ich befürchte. Inzwischen vermache ich Euch während meiner Abwesenheit das Schloß St. Medard, nebst einem Einkommen von 40.000 Livres jährlich, wovon Ihr den Lohn aller unsrer alten Diener bezahlen werdet, diejenigen ausgenommen, die ich mit mir

nehme; und obschon ich es Euch überlasse, nach Eurem Gefallen zu handeln, spreche ich doch den Wunsch aus, daß Ihr Keinen verabschiedet, der über zwei Jahre in meinen Diensten gestanden. Es wird das Beste seyn, wenn unser Freund Arnoux auch ferner bei Euch wohnen bleibt. Da ich nicht weiß, welchen Einfluß auf Monsieur d'Artonne der gegen Eure Geburt erhobene Zweifel ausüben mag, und hoffe, daß persönliches Verdienst in seinen Augen den Verlust zufälliger Vorzüge und Vortheile ersetzt, verlange ich nicht, daß Ihr mich nach Pondichery begleitet, wo, ich fürchte, die hinsichtlich des Ranges herrschenden Vorurtheile Euch nicht erlauben würden, diejenige Stellung in der Armee einzunehmen, für welche Ihr geeignet seyd. Ihr begreift leicht, mein lieber Francis, daß diese Vorurtheile mit meinen Gefühlen nichts zu schaffen haben, und daß ich, bei aller Achtung vor den Institutionen meines Landes, für den besten Adel denjenigen halte, den man persönlich in sich trägt, und für das edelste Blut, welches durch ein menschliches Herz fließen kann, dasjenige, welches es zu den edelsten Thaten treibt.

„Auch andere Beweggründe würden es rathsam machen, daß Ihr in Frankreich bleibt, sofern es nothwendig ist, daß Ihr genau alle Vorgänge und Schritte beobachtet, welche die Erbschaft des Hauses Langy betreffen; denn was auch meine Meinung hinsichtlich des wahrscheinlichen Ergebnisses seyn mag, es geziemt Euch, über die Behauptung aller Rechte, die Ihr besitzen möget, streng zu wachen. Ich würde nie wünschen, daß ein junger Mann seine Jugend-

jahre ganz ohne Sorge und Kummer verlebe. Der Charakter wird durch's Glück weich und mild, und wenn er von Natur von gutem und bildsamem Stoff ist, können wir ihn so aufs beste gestalten, aber es bedarf des Feuers einiger Widerwärtigkeit und Trübsal, um ihn in der ihm gegebenen Form zu härten. Was Euch von Täuschung und vereitelter Hoffnung zu Theil geworden, ist Mehr, als den meisten jungen Männern zugemessen wird; aber wenn ich Eure Natur recht kenne, so werdet Ihr durch diese etwas rasche Zeitigung Euer Herz oder Euern Geist nicht aus der Richtung und Fassung bringen lassen, sondern sie wird ihnen nur eine höhere und schönere Stimmung geben, so wie die beste Klinge nur die am stärksten erprobte ist. Es fällt mir schwer, Euch zu verlassen, Francis, in so frühen Jahren des Lebens, aber was die Erziehung und Bildung betrifft, so ist an Euch jetzt schon Mehr geschehen, als bei vielen Männern von siebzig Jahren, und ich weiß, daß ich Euch ruhig Euch selbst überlassen kann. Irrthümer mögt Ihr begehen; wo ist der Mensch, der, in jedem Alter, keine beginge? Aber laßt nie durch einen Fehler Euch zu einem zweiten verleiten; betrachtet sie immer wie Unkraut, das auch im sorgfältigst gepflegten Garten aufschießt, aber das, sobald es entdeckt wird, ausgereutet seyn will, damit es nicht seinen Samen ausstreut und neues erzeugt. Ich will Euch nicht vielerlei Räthe geben, Francis. Die Wahl Eurer Gesellschaft mögt Ihr schwierig finden; aber seyd immer dessen eingedenk: verbannt aus Eurem Umgang immer Denjenigen, der in Eurer Gegenwart etwas sagt oder thut, was gesagt oder ge-

than zu haben Euch selbst erröthen machen würde. Erinnert Euch auch, daß das Laster eine ansteckende Krankheit ist. Vorschriften über individuelle Handlungen sind immer müssig und eitel, denn die Umstände sind unendlich mannigfach modificirt; aber Ihr habt feste Grundsätze in Euch aufgenommen, wonach Ihr Alles, was Euch vorkommt, bemessen könnt, wie die Menschen die Berge, was auch ihre Größe und Gestalt, mit dem Höhenmesser ausmessen.

„Sollte Monsieur d'Artonne auch jetzt noch geneigt seyn, Euch die Hand seiner Tochter zu geben, so habt Ihr meine vollständige Einwilligung, Euch mit ihr zu vermählen, wann immer ihr Vater es geeignet findet, ich mag in Frankreich seyn oder nicht; aber sollte er beschließen, sie Euch zu verweigern — je eher Ihr dann ihre Gesellschaft verlaßt, desto besser. Ihr werdet sie vielleicht, wenn Jahre verstrichen sind, mit ruhigeren Gefühlen wieder sehen können, als Eure jetzigen seyn könnten; aber in den heißen Tagen der Jugend ist für zwei Liebende, welchen verwehrt ist, sich zu verbinden, das Beisammenbleiben nur eine Steigerung ihres Schmerzens und eine Gefährdung ihres künftigen Friedens. Da ich Eure dermalige Lage nicht kenne, so verlange ich nicht von Euch, daß Ihr zu mir kommt, ehe ich abreise, weil ich Euch dadurch möglicherweise des einzigen Trostes berauben könnte, der Euch unter bittern Täuschungen und Schicksalsschlägen zu Theil werden mag. Ich brauche Euch jedoch nicht zu sagen, wie glücklich es mich machen würde, Euch noch einmal an mein Herz zu drücken, ehe ich mein Heimathland vielleicht für immer verlasse. Wenn

wir uns nicht mehr sehen, so lebe wohl, mein lieber Junge! und so lange Du an Denjenigen denkst, der der Vater Deiner Jugend gewesen — und das wirst Du, ich weiß es, Dein ganzes Leben lang — vergiß nicht, daß er Dich auferzogen hat in den Grundsätzen der Ehre

Dein

St. Medard.

Francis de Langy las diesen Brief zweimal durch, und drückte ihn dann an seine Lippen, wie ein Liebender mit der Handschrift seiner Geliebten thun würde. Madame d'Artonne und Julie hatten ihn während des Lesens beobachtet, und die Erstere fragte mit einem schwachen Lächeln: „Von Wem ist er Francis?"

„Von dem Besten und Wohlwollendsten der Menschen," antwortete Francis de Langy, „von Monsieur de St. Medard."

„Er ist in Wahrheit ganz das, was Ihr von ihm sagt," antwortete Madame d'Artonne. „Ich kenne ihn schon lange und habe ihn immer als denselben gekannt. In der That, Francis, er ist es, auf welchem hauptsächlich meine Hoffnung beruht, den König zu Gunsten d'Artonne's zu stimmen. Ich kann mich auf Niemand besinnen, dem ich vertrauen könnte, außer ihm."

„Dann ist keine Zeit zu verlieren," rief Francis de Langy, „er soll ohne Verzug nach Indien abgehen. Lest, lest, Madame d'Artonne."

„Was ist zu thun?" rief die Gräfin, den ersten Theil des Briefes mit den Augen überlaufend. „Guter Himmel, was ist zu thun? Eine Hoffnung nach der anderen zergeht.

Auf ihn, von dem ich weiß, wie hoch ihn der König hält, hatte ich alle meine Hoffnungen gesetzt."

„Ich will augenblicklich abreisen," sagte Francis de Langy. „Es ist schmerzlich, Euch, liebe Julie, in einer solchen Lage verlassen zu müssen; aber Eures Vaters Rettung muß die erste Rücksicht seyn. Soll ich nicht lieber abreisen?"

„Oh, ja, ja!" rief Julie, „freilich reist ab, Francis!"

„Ja, geht," fügte die Gräfin hinzu. „Wir wollen Euch folgen, lieber Freund, sobald dieser Intendant es uns gestatten wird, denn auch ich muß nach Paris, um die Sache meines Gatten zu führen. d'Artonne wird nicht hieher zurückkehren, und ich sagte ihm, wir würden in den Norden gehen, wo unser Verkehr weniger Gegenstand des Verdachts seyn würde."

„Ihr wollt nach St. Medard kommen?" sagte Francis de Langy, ihre Hand ergreifend. „Oh! ja! dahin müßt Ihr kommen, und laßt mich seyn wie Euern Sohn, wenigstens bis diese traurige Angelegenheit ins Reine gebracht ist."

„Ihr werdet es immer seyn, hoffe ich," versetzte die Gräfin; „und ich will nach St. Medard gehen, denn es ist nicht weit entfernt von Senlis, wo ich zuerst von meinem Gatten zu hören hoffe. — Aber verliert keine Zeit, lieber Francis, denn diese Angelegenheit bedarf wohl dringender Fürsprache, und da der Vicomte so bald abreist —"

„Ich will sogleich von Riom Pferde bestellen," rief Francis de Langy. „Aber ich glaube, ich muß diesen Intendanten von meiner Abreise in Kenntniß setzen. Halt,

ich will schreiben," und sich an einen Tisch setzend, richtete er einige Worte an diesen Beamten, worin er sagte: nach dem Empfang eines Briefes von Paris, welcher seine unverzügliche Anwesenheit in der Hauptstadt verlange, wolle er ihm zu wissen thun, daß er im Begriffe stehe, abzureisen, sobald Pferde herbeigeschafft werden könnten, und er bitte den Intendanten, eine Person zu bestimmen, die ihn, soweit er für angemessen erachte, begleite, in Gemäßheit der am gestrigen Tage von ihm ausgesprochenen Absichten.

Einer der Hatschiere wurde mit dem Briefe beauftragt, und versprach, unverzüglich die Pferde zu bestellen; und Francis de Langy begab sich sofort zu dem Abbé Arnour, um ihm wieder Lebewohl zu sagen, während Jean Marais alle Vorbereitungen zur Reise traf. Dann eilte der Liebende zu Julie d'Artonne zurück, und die Gräfin ließ sie einige Minuten allein bei einander, eingedenk ihrer eigenen Gefühle in frühern Tagen, und daraus auf die Wünsche ihrer Kinder schließend. Diese Minuten verflogen so rasch, wie der Feiertag eines Kindes, und bald nachdem Madame d'Artonne zurückgekommen, wurde gemeldet, die Pferde seyen da, nebst einem Subaltern-Offizier der Maréchaussée, welcher den Wagen zu Pferde begleiten sollte.

„Wie schnell dieser Morgen verstrichen ist!" sagte Francis de Langy, „und doch, liebe Julie, kann ich kaum glauben, daß es erst vier Tage seyn sollen seit meiner Ankunft von Paris. Es ist mir, als ob ein Monat in diesen kurzen Zeitraum sich zusammengedrängt hätte. — Und jetzt, lebewohl meine Geliebte! Sie ist mein, Madame d'Artonne! Ihr

Vater hat mir seine Einwilligung gegeben; soll ich nicht auch die Eurige haben?"

„Ohne Bedenken," versetzte Madame d'Artonne; „ich hatte nie eines. Julie, Du bist sein; ist es nicht so?"

„Für immer! für immer!" antwortete Julie. „Wir sind einander verpfändet durch Gelübde, die jetzt nicht mehr zerrissen werden können;" und nach noch einer Umarmung riß sich Francis von ihr los und eilte in den Wagen.

Während der zwei ersten Stationen sah er nichts; die Augen des Geistes waren, wie die der Weisen von Laputa, nach Innen gekehrt. Am Ende der zweiten Station jedoch, als sie hielten, um die Pferde zu wechseln, ritt die Wache, welche ihn begleitet, an den Wagen, um sich zu verabschieden, da man jetzt die Grenze des Distrikts erreicht hatte. Francis de Langy wünschte ihm in gleichgültigem Tone gute Zeit, aber der Mann zögerte noch, und erbat sich am Ende keck eine kleine Erkenntlichkeit für seine Mühe.

„Ich denke, ich könnte Euch an die verweisen," versetzte Francis de Langy, „welche Euch die Mühe aufbürdeten; aber da ich glauben muß, daß diese Forderungen üblich sind, so habt Ihr hier einen Louis."

Der Mann versicherte ihn, dieß Verfahren sey ganz gebräuchlich; aber er sollte bald finden, daß die Erpressungen hiemit noch nicht zu Ende waren.

Die Posten in diesem Theile des Landes waren lang; und die Nacht begann schwer und finster einzubrechen, mit dichten, bleifarbenen Wolken, die sich am Himmel aufrollten und an ihren scharfen Rändern die rothen Strahlen der

untergehenden Sonne auffingen. Um den Wagen zu erleichtern und um schneller fortzukommen, hatte Jean Marais ein Postpferd bestiegen, um dem Wagen zu folgen, wie damals in Frankreich sehr gewöhnlich war; aber wie Francis das drohende Aussehen des Himmels bemerkte, sagte er seinem Kammerdiener, es würde besser für ihn seyn, wenn er seine Art zu reisen änderte und sich zu ihm in den Wagen setzte. Jean Marais war mit dem Vorschlag sehr zufrieden; denn obwohl er Unterhaltung dabei gefunden hatte, sich während der zwei ersten Stationen mit seinem würdigen Freund von der Maréchaussée zu besprechen, hatte er doch nichts weniger als mit Vergnügen einem langen und langweiligen Ritt während des größten Theiles der Nacht entgegengesehen, wo er Niemand zum Plaudern haben würde, als sich selbst.

Nachdem dieß so eingerichtet war, rollte der Wagen weiter, aber ehe eine Stunde verstrichen war, wurde die Nacht, welche die Erde bedeckte, durchbrochen von einem lebhaften Blitzstrahl, und eines der fürchterlichsten Gewitter, die er je erlebt, begleitete Francis de Langy auf seinem Wege. Es lag jedoch in diesem Gewitter Etwas, das ihm nicht ganz unangenehm war. Bei den Gefühlen seines Herzens im gegenwärtigen Augenblick hätte nichts rein Schönes seine Aufmerksamkeit fesseln können; aber das plötzliche Zucken der elektrischen Flamme, das laute Rollen des Donners und ein paar Feuerkugeln, welche durch den Himmel fuhren, erweckten seinen Geist aus seiner Träumerei, und er schaute gespannt zum Wagenfenster hinaus, den nächsten leuchtenden Blitz erwartend, als einen Gegenstand des lebhaften In-

teresses und der Bewunderung. Jean Marais, seiner Seits, saß ruhig in einer Ecke des Wagens, und errathend, daß es seinem Gebieter nicht um ein Gespräch zu thun sey, verfiel er in einen tiefen Schlaf, und in diesem Zustand blieb er, bis sie vor einem kleinen einsamen Posthaus, etwa fünfzig Meilen vom Schloß Artonne entfernt, Halt machten.

„Laßt die Pferde so schnell als möglich anspannen,“ schrie Francis de Langy. „ich darf keine Zeit verlieren, Jean.“

Der Kammerdiener sprang heraus; aber nach fünf Minuten etwa kam er wieder und sagte: „Es sind hier keine Pferde zu haben, gnädiger Herr. Man hält hier nur drei Paare; und Graf Stiefel hat ein Paar genommen, und der Prinz von Schuh die zwei andern.“

„Allez farceur!“ rief der Postmeister, der zugleich aubergiste war, und der jetzt an den Wagen trat — „packt Euch weg, Ihr Narr! Die Pferde sind alle fort, gnädiger Herr, und werden erst bis zum Morgen zurück seyn; wir haben vortreffliche Betten und können Euch ein gutes Nachtessen geben. Es ist auch eine Remise da für den Wagen.“

„Es würde das Beste seyn, Ihr stieget aus, gnädiger Herr,“ sagte Jean Marais, in einem Tone, welcher Francis de Langy als besonders nachdrücklich auffiel; „das Haus scheint ganz behaglich.“

So stieg er denn ohne weitere Worte aus dem Wagen, und Jean Marais flüsterte, indem er ihm den Arm reichte: „Seyd auf Eurer Hut!“ Weiter konnte er nicht sagen, denn der Wirth stand dicht neben ihnen.

Der Regen fiel in Strömen; und wie der junge Edel-

mann in das erste Gemach der Herberge trat, die Küche, sah er eine stämmige, geschäftige Wirthin sich tummeln an einem großen, offenen Herde, wo eine lustige Flamme loderte, und ein Mädchen, wie es schien ihre Tochter, und eine Magd halfen ihr bei den Pflichten ihres Amtes. In einer Ecke des Gemaches, beim Licht einer Talgkerze in einem Papiere lesend, saß ein Hatschier von der Maréchaussée, während an einem andern kleinen Tische beim Fenster, eine halbe Flasche Wein und eine Schüssel Suppe zu sich nehmend, ein großer, stämmiger Mann, mitleren Alters, in der Tracht eines Bauers saß.

Ein sonderbares Gefühl der Erkennung beschlich Francis de Langy, als sein Auge auf ihn fiel, obgleich des Mannes Gesicht von ihm abgewendet war. Er trat indessen dem Feuer näher, sprach in munterem Tone einige Worte mit der Wirthin und dem Wirth, der ihm gefolgt war, und kehrte sich dann um, die anwesende Gesellschaft näher in Augenschein zu nehmen. Die Augen des Hatschiers waren über den Rand des Papiers, worin er las, weg auf ihn geheftet; und zum Glück bemerkte dieß Francis de Langy, denn nur mit der größten Mühe bemeisterte er seine Ueberraschung und Gemütbsbewegnng, als er in dem am andern Tische sitzenden Bauern den Grafen d'Artonne erkannte.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

James, G. P. R., / Notter, Friedrich, / Pfizer, Gustav,

G. P. R. James' Romane

Bd.: 68

Stuttgart 1843

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.61-c(13#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11715280-9